Von Blumen überschüttet, ziehen deutsche Regimenter durchs befreite Österreich, und die unzertrennlichen Kameraden vom Edelweiß hissen auf dem Großglockner die Kriegsflagge. Jubelnd begrüßt, marschiert bayrische Gebirgsartillerie ins Sudetenland ein, und dann wieder dröhnt im Hufgeklapper der Tragtiere der Marschtritt über Galiziens Staubstraßen, Lemberg, die Hochburg der polnischen Südarmee, einzukesseln in hartem Kampf. Vor den Bergschuhen der Sechs vom Edelweiß liegt verängstigt, ruhelos

FORTSETZUNG LETZTE SEITE

gehetzt, im Schein der Leuchtkugeln die Grande Nation im Straßengraben, die Kinder gegen den Nachtfrost in eine Trikolore gewickelt . . . Aisne, Marne, Seine und Loire, sie bedeuten auch für sechs bayrische Gebirgsartilleristen Stürmen, Kämpfen und Siegen, bis irgendwo in Südfrankreich der Hornist „Das Ganze Halt" bläst. Drei Jahre Kampf für Großdeutschland, wenn auch an der endlosen Straße zwei Gräber zurückbleiben, Mahnmale einer großen Kameradschaft über den Tod hinaus.

C. BERTELSMANN GÜTERSLOH

HANNS PFEUFFER

Kameraden vom Edelweiß

Drei Jahre Kampf für Großdeutschland

1938 – 1939 – 1940

Verlag C. Bertelsmann Gütersloh

Mit 16 Kohlezeichnungen von Günther Radtke

1. Auflage 1941

Ausstattung Siegfried Kortemeier. Porträt auf dem Umschlag von Hans Kinder. Druck von C. Bertelsmann in Gütersloh. Printed in Germany

Im ersten Jahr

Ostmark

Auf einer Hütte am Fuße des Watzmann weht hoch am Mast die Reichskriegsflagge. Der vergilbte, schmierige Kalender im Hauptraum der Hütte zeigt das Blatt vom 10. März 1938.

Während unten im Tal, im Berchtesgadener Land, längst der Frühling eingezogen ist und die Ache rauschend die Schneewasser durch die zerklüftete Ramsau wälzt, liegen hier oben die Hütten des Hochgebirgsstützpunktes der bayrischen Gebirgsartillerie noch tief verschneit im Schatten des winterlichen Bergwaldes und des in der Sonne gleißenden Watzmanns. Bis hier herauf sind die lauen Frühlingsstürme noch nicht gedrungen. Immer noch beugen Tannen und Latschen unter der schweren Schneelast tief ihr Geäst und droben am Kleinen und Großen Watzmann wirbelt der Sturm den weißen Regen über Wächten und zackigen Fels.

Morgen wird die diesjährige Winterübung des Nachrichtenzuges abgeschlossen. Zwei Wochen schönen Soldatenerlebens und restlosen Einsatzes inmitten der majestätischen Bergwelt gehen ihrem Ende zu. Doch man hat jetzt nicht Zeit, über die vielen schönen und manchmal auch schweren Stunden da droben nachzudenken, an den Skikurs droben im Kar, an die Übungen, an das Gefechtsschießen, an die vielen

lustigen Abende in der warmen Hütte — — der Dienst läßt es nicht zu.

Auf Schneereifen stapft ein Fernsprechtrupp oben im Watzmannkar der Scharte zu. Weit unten, wo die Felswand des Kleinen Watzmann fast senkrecht im metertiefen Schnee steht, machen Kameraden Seilübungen. Man kann sie mit bloßem Auge kaum mehr erkennen. Doch immer weiter geht es hinauf. Schwitzend schleppen wir Kabel und Apparat. Fendt Lucki, unser Zimmerältester, der vor einigen Tagen Unteroffizier geworden ist, führt den Trupp. Manchmal bleibt er stehen und wischt fluchend den nassen Beschlag von der Schneebrille. Für uns ist das immer willkommene Schnaufpause; denn die Last auf dem Rücken ist schwer, der Schnee ist weich und tief und schließlich macht sich auch noch der gestrige Kameradschaftsabend bemerkbar.

Ein kalter Wind peitscht und der Weg will kein Ende nehmen. Über acht Meter tief ist hier der Schnee in der breiten Schlucht zwischen den Watzmannwänden. Endlich ist es geschafft!

Droben an der Scharte gibt der Fels den Blick frei hinüber über den Königssee und die Übergossene Alp, auf die hundert gleißenden und schimmernden Berggipfel, und hinten am Horizont bietet erhaben in seinem Winterkleid der Großglockner den Gruß in einmaliger Schönheit.

Unvergeßlich für jeden ist dieser weite Blick über Fels und Eis! Tausendfach lohnt so die Natur dem Bergsoldaten für seine Mühe und harte Pflicht. Stolz stehen wir da oben, wo Erde und Himmel sich die Hand zu reichen scheinen, und unser Blick gleitet von der Eiskapelle, von St. Bartholomä über den toten, dunklen Obersee hinauf zum ewigen Eis des Glocknermassivs.

Wir können die Arme kaum mehr bewegen, die Windjacken sind steif gefroren. Gerade noch hat die Strippe gereicht, die an den Apparat angeschlossen wird. Fred, Lehrer im Zivilberuf, zur Zeit auf zwei Jahre als „Nachrichter" zur Wehrmacht verpflichtet, kurbelt am Kasten wie ein Wahnsinniger.

„Nit so narrisch," meint Fendt und macht dabei die schwierigsten Freiübungen, damit die Füße warm bleiben. Aber bevor ihm Fred, wegen seiner Länge und Magerkeit auch „Hungerturm" geheißen, Antwort geben kann, spricht schon die Gegenstelle.

Mit kalten Fingern schreibe ich auf dem Meldeblock.

„Verbindung hergestellt! Verständigung gut! Ende!"

Sepp, der alte Freßsack, nestelt schon am Rucksack. Fendt versteht den Wink mit dem Zaunpfahl. Es ist Zeit zu wohlverdienter Rast.

Vier Mann sitzen auf ihrer Zeltbahn am Rand der Scharte, wo ein breites Schneebrett ins Nichts hinaus-

ragt. Die Sonne brennt jetzt wohlig warm und taut uns auf.

Die Feldflasche macht die Runde.

„Schön sind die Kärntner und Tiroler Berge da drüben," meint Sepp und schiebt ein nicht gerade kleines Stück Blutwurst in seinen Mund, während er mit der freien Rechten, die sein Messer hält, hinüberzeigt auf die weißen österreichischen Gipfel.

„Die sollen halt deutsch sein! Der Glockner wär' für uns recht! Da könnten wir erst richtig zeigen, was wir gelernt haben!"

Eine halbe Stunde später kommt der Abbaubefehl durch die Leitung.

Der Abend bringt Tauwetter. Ein warmer Wind zieht vom Tal herauf und der Schnee wird schwer und naß. Im Hauptraum der Hütte ist „dicke Luft". Alles qualmt und raucht, man sitzt um den warmen Ofen. Es wird gesungen, Karten gespielt und gelacht. Sepp, unsere Berchtesgadener Jodlerkanone, singt Schnadahüpfel.

In der Fensternische, wo ein Paar Skispitzen überkreuz an der Wand hängen, sitzen wir beide, Fred und ich. Geheimsitzung!

Ich kenne doch ein nettes schwarzes Mädel drüben in Tirol. In St. Johann. Aber wie kommt man als Soldat über die blöde Grenze? Fred möchte auch

hinüber. Eine Glocknertour — irgendein Ding muß da gedreht werden!

Um 22 Uhr ist Zapfenstreich. Im Schlafraum geht es zu wie in einem Ameisenhaufen. Die letzte Nacht auf der Hütte. Morgen marschieren wir ja wieder in den Standort zurück. Fred arbeitet an einer sinnreichen Konstruktion: Das Tauwasser tröpfelt durch das Dach direkt auf seine Klappe. Die gute Zeltbahn muß herhalten als Tropfenfänger.

Ich bin heute „Heizkommando". Alle drei Stunden muß der Ofen nachgeheizt werden. Schnarchen rings um mich. Ich liege noch wach auf meinem Strohsack und studiere nach, wie wir es wohl anstellen werden, um nach Österreich zu kommen.

Drüben im Nebenraum rasselt plötzlich der Fernsprecher und reißt mich aus meinen Träumen.

„Hier K..., — — —!"

„Was?? Wie?? Heute nacht noch??"

Zehn Minuten nach dem Anruf rennt der Unteroffizier vom Dienst von Hütte zu Hütte.

Alarm!

„Aufstehen! Rrrraus! Packen! Marschbereit machen!"

„Was ist denn los?"

„Weiß es nicht! In zwei Stunden steigen wir ab!"

Keiner ahnt, was los ist. In dem Durcheinander ist man froh, daß die Tragtiere bereits am Nachmittag in die Ramsau hinuntergeführt wurden. In unserm Schlafraum ist Hochbetrieb.

Fred ist in der Eile mit seinem Schädel an die Zeltbahn gestoßen. Ein Sturzbach kommt über mich, ich bin tropfnaß. Aber das tut nichts, der Rucksack wird in aller Eile vollgestopft, das Nachrichtengerät wird in Körbe verpackt, Schlitten werden verlastet.

Über K . . . scheint der Mond mit fahlem Silberlicht und voll Frieden und erhabener Ruhe reckt der Watzmann sein weißes Haupt zum Sternhimmel. Die Flagge am Mast ist längst eingezogen.

Je vier Mann übernehmen einen Schlitten. Vorsicht! Der Weg hinunter ins Tal ist eine Eisbahn!

Fendt Lucki hat unseren Schlitten schon startbereit gemacht. Die Eissporne werden angeschnallt. Kurz vor Mitternacht verlassen wir die Hütten.

In rasender Fahrt geht es der Schappach-Holzstube zu. Vorne sitzt der Unteroffizier, der „Hungerturm" spielt den Bremser am Schluß, hinter den beiden Nachrichtenkörben.

Kein Mensch fragt mehr nach dem Warum. Man hat jetzt nicht Zeit dazu. Spiegelglatt ist die Abfahrt. Der Schlitten kracht bei jeder der zahlreichen Kurven. Fendt Lucki fährt wie ein Wahnsinniger durch den

Hochwald, daß die dunklen Stämme nur so vorbeiflitzen. Wenn das gut geht?!

Jetzt fängt es auch noch zu regnen an! Das hat uns gerade gefehlt! Schwitzend und keuchend hängen wir am Schlitten, naß bis auf die Haut. Man sieht die Hand nicht vor den Augen. Mit aller Kraft stemmen wir den Eissporn ein, der Schlitten ist kaum zu halten.

Die ersten stehen schon unten an der Holzbrücke, die über die Ramsauer Ache führt, dann kommen wir mit unserem Gefährt heruntergeschossen durch den schmalen vereisten Hohlweg. Hinter uns der dritte —

Zum Rasten ist keine Zeit. Wenn man nur wüßte, warum das alles! Die Uhr am Ramsauer Kirchlein schlägt zweimal. Es regnet immer noch. Die Wirtin der „Palvenhörner", unser guter Geist, hat heißen Tee bereit. Im Vorbeilaufen erwischen manche eine Tasse. Das tut gut bei dem Hundewetter.

Wir marschieren durch die Nacht, Berchtesgaden zu. Links türmen sich Berg und Wald, rechts rauschen die wilden Wasser der Ache. Der Watzmann ist im Regen und dem Dunkel längst hinter uns verschwunden. Wenn die Wolken für Sekunden zerreißen, spiegelt sich auf der nassen Straße der Mond.

Nur das wilde Wasser neben uns rauscht und übertönt neben dem Marschtritt das Geraun in der Kolonne.

„Was ist denn nur los? Warum jagt man uns mitten in der Nacht ins Tal? Bei dem Wetter!"

Der Ruckſack iſt ſchwer. Der Wind peitſcht den Regen ins Geſicht. Niemand weiß Antwort auf die Fragen, auch die Offiziere nicht.

In der Ferne Motorengeräuſch. Scheinwerfer greifen ſuchend in die kurvenreiche Straße. Laſtkraftwagen kommen uns entgegen. Halten.

Die Kolonne ſteht. Befehle hallen aus dem Dunkel.

„Einſteigen!"

Im Nu geht's über die Bordwand. Bei dem ſchweren Gepäck läßt man ſich ſo etwas nicht zweimal ſagen.

Was macht es ſchon, wenn mir Fred beim Aufſteigen mit ſeinen Genagelten auf die Finger tritt. Dafür darf er einige oberbayriſche Schmeichelworte hören und mir zuſchauen, wie ich die letzte Zigarette rauche —

Wir fahren. Durch die Nacht, durch den Regen —

*

Wer nicht zufällig am Mittwochabend vor dem Lautſprecher ſaß, wußte nichts oder nur wenig von dem, was ſich an dieſem Abend des 9. März 1938 im Innsbrucker Stadtſaal in der Univerſitätsſtraße zugetragen

hatte. Kein einziges Wort über die Schuschnigg-Rede, keine Silbe von seinem „Mannder, 's isch Zeit!" und von einer geplanten Volksabstimmung steht am 10. März in den reichsdeutschen Zeitungen. Die wenigen, die den Abend vorher am Radio den einzigartigen Verrat des österreichischen Bundeskanzlers am Deutschtum gehört hatten, sind enttäuscht. Die Radiomeldungen werden abgewartet. Doch auch beim Rundfunk scheint man nichts zu wissen. Nirgends ist etwas zu erfahren. Berlin schweigt.

Zu gleicher Zeit, da droben an der Scharte des Watzmannkars wir Gebirgsartilleristen hinüberschauen in die weiße Bergwelt Österreichs und auch nicht einen Augenblick daran denken, daß unser geheimer Wunsch einmal Wirklichkeit werden könnte, holen in einem schmalen Gäßchen Innsbrucks bärtige Tiroler die ruhmvolle alte Fahne des Freikorps Oberland aus dem Schrank, darin sie so lange Jahre versteckt gehalten war. In der Altstadt, in der Maria-Theresia-straße, am Burggraben, überall stehen dicht gedrängt die Menschenhaufen. Aufgeregt und ratlos rennt Polizei durch die Gassen. Am Boden liegen dreckig und zertreten Tausende von papierenen Kruckenkreuzen.

Die Straße frei!

Marschtritt dröhnt den Burggraben herauf. Menschen recken die Hälse.

Da — dort kommen sie!!

Im weißen Verbotshemd!

„Mannder, 's isch Zeit!"

Ein Volk steht auf!

Tosender Jubel umbrandet die alte blutige Freikorpsfahne, bricht sich an den Mauern, hallt wider von den grauen Wänden der Innsbrucker Felsriesen.

Der Traditionssturm der „Oberlandler" muß sich schützend um die Fahne stellen, sie wäre sonst in Fetzen gerissen worden vor Begeisterung. Ein hünenhafter Tiroler, der selber fast aussieht wie der Hofer Anderl, schwingt sie hoch über den Köpfen.

Fahne, flieg! Du hast Not und Schmach, Kerker und Verbannung überdauert! Fahne, flieg!

Innsbruck rast, tobt, jubelt, schreit: Freiheit!

Unter den Menschen mit den glückhaft strahlenden Augen steht ein Mädel mit schwarzen Haaren. Aus St. Johann ist es. Wie allen ringsum kollern auch ihr heiße Tränen über die Wangen.

Die Polizei ist machtlos.

Im weißen Hemd und in der kurzen Lederhose steht breitbeinig der Fahnenträger — —

Im Reich weiß man nichts davon. Die Regierung wahrt eisige Zurückhaltung. Und doch surren die Drähte, spielen die Telegraphen. In der Reichskanzlei trifft man Entscheidungen. Das Volk aber arbeitet.



Steil ist der Weg über den noch winterlichen Pötschenpaß und zu beiden Seiten liegt übermannshoch der Schnee

Durch die schreienden Menschenmauern schlüpft das Tiroler Mädel. Da irgendwo muß doch ein Postamt sein. Vielleicht bekommt man Verbindung nach Reichenhall. Sie möchte doch, daß ihr Soldat drüben im Reich diese Stunde miterlebt, da Innsbrucks Glocken Freiheit läuten. Doch die Schalter sind leer. Die Beamten stehen draußen auf der Gasse, jubeln, lachen, schreien und weinen — —

Innsbruck, Linz, Graz, Wien, Salzburg — — überall dasselbe. In Österreich ist Revolution!

Zur Stunde wissen das in München kaum hundert Menschen. Und die schweigen, müssen schweigen.

Am Nachmittag kommt endlich Befehl. Das Reich nimmt Stellung. Der Führer hat seine Entscheidung getroffen.

Ein Innsbrucker Lieferwagen rast auf der Landstraße der deutschen Grenze zu. Drei SA-Männer und ein Mädel sitzen drin. Sie wollen Fahnen holen aus dem Reich, die roten Fahnen mit dem Sonnenrad, die Männer. Das Mädel möchte nach Bad Reichenhall, in die Kaserne der Gebirgsartilleristen. Zweimal muß sie noch einen Wagen auf der Straße anhalten, bis sie in die alte Saalachstadt kommt. Die Kaserne aber ist leer.

*

Wie Spukgestalten jagen Telegrammboten auf Motorrädern durch die nächtlichen Straßen. Fenster werden aufgerissen, Lichter leuchten auf, werfen gespensterhafte Schatten. Türen öffnen sich. Es ist doch erst drei Uhr früh — —

In der Kaserne gellt das Läutewerk. Alarm! Alarm!

Funksprüche jagen durch den Äther. Rucksäcke werden gepackt, Pferde gesattelt, Gerät verladen, Motoren laufen an.

Die Züge rollen, in drangvoller Enge wälzt sich der Menschenstrom jungen deutschen Blutes durch die Kasernentore.

Niemand denkt an Schlaf. Vier Uhr schlägt drüben, über der Saalach, St. Nikolai, da wir auf den Wagen in den Kasernenhof fahren.

Dann sitzen wir in unserer Stube. Wir haben immer noch keine Ahnung, was los ist. Auch das Fragen haben wir längst aufgegeben. Fred stiftet seine letzte Flasche Enzian, doch kaum hat Sepp sachverständig seinen Korkzieher gezückt, gellen die Pfiffe durch den Gang.

„Fertigmachen!"

Pferde werden gesattelt aus den Stallungen geführt, donnernd laufen Motoren an, Menschen ballen sich im Morgengrauen zu Formationen, die Bergmütze

mit dem Edelweiß wird mit dem Stahlhelm vertauscht, die Tore fliegen auf —

Der Marsch in ein größeres Deutschland beginnt!

*

Am 11. März überstürzen sich die Meldungen. Österreich gleicht einem Kriegslager. Die Garnisonen sind mobil, mit gefälltem Bajonett geht die Gendarmerie gegen die SA-Männer vor. Die Geschäfte sind geschlossen. Mit Zweifeln und Sorgen, mit Erregung und Bangen vergeht die Nacht zum Freitag.

Schuschnigg ruft den Jahrgang 1915 zu den Waffen, die Miliz wird mobilisiert. Außerordentliche Maßnahmen werden vorbereitet, die jedoch nicht aus Sicherheitsgründen, sondern zur Niederhaltung des von einer Minderheit brutal vergewaltigten Volkes getroffen werden.

In Wien recken sich Fäuste zum Rot-Front-Gruß. Das Volk marschiert, brüllt. Für einen zerrissenen Hakenkreuzwimpel flattern zehn andere. Zwischen dem Toben und Lärmen schlägt knallend Gewehrfeuer auf marschierende Kolonnen. Hunderttausende sind auf den Beinen.

In Graz ist die Hölle los. Schwarz sind die Straßen von Menschen, die die Polizei von Ecke zu Ecke zurück-

treiben. Immer erregter wird die Stimmung. Propagandaautos der Volksfront fahren die Straße hinunter. Der Regen von Handzetteln und Schuschniggbildern wird zerstampft, liegt verdreckt in der Gosse.

Die deutsche Wehrmacht steht in ihren Garnisonen Gewehr bei Fuß.

Um 18.15 Uhr meldet Radio Wien die Verschiebung der Abstimmung.

In Graz muß das eingesetzte Militär weichen. Der Druck des Volkes ist zu groß. Vor dem Rathaus weht die Fahne der deutschen Revolution. Am Abend soll ein Fackelzug stattfinden.

Um 19.50 Uhr gibt der Verräter Schuschnigg unter infamen Lügen über ein deutsches Ultimatum seinen Rücktritt bekannt.

Österreich jubelt, rast. Von Bad Reichenhall fährt ein Autobus, voll von Fahnen und Papierwimpeln Lofer zu. Ein Mädel mit schwarzen Haaren sitzt vorne neben dem Fahrer.

An der Grenze gibt sie lachend den Zollbeamten rote Hakenkreuzarmbinden.

Verzweifelt versuchen 300000 Wiener Juden Widerstand zu organisieren.

Durch das tobende Volk erkämpft sich ein Trupp den Weg über den Ballhausplatz. Ein Mann trägt ein um Stangen gerolltes Tuch. Dann entfaltet sich vor

dem Hauptportal des Bundeskanzleramtes ein riesiges Schriftband:

„Durch Kampf zum Sieg!“

Mit entblößten Häuptern und gereckten Armen steht die Masse. Das Deutschlandlied braust auf, als Jubelschrei der Erlösung, des Sieges eines unter Tränen der Freude sich verbrüdernden Volkes.

Vom Bundeskanzleramt geht ein Telegramm nach Berlin zum Führer: „Bitte um Entsendung deutscher Truppen zur Wiederherstellung der Ordnung — —“

Das ist unser Marschbefehl!

*

Zollschranken recken ihre weiß-roten Arme zum Himmel. Menschen stehen dahinter und warten, warten auf jene graue Schlange dort hinten, die im Eilmarsch näher kommt auf der Straße, die von Bad Reichenhall nach Salzburg führt. Die Menschen am Schlagbaum haben die ganze Nacht nicht geschlafen. Für die Übernächtigen scheint der herrliche Samstagmorgen bitterkalt, sie frieren und frösteln. Was vermag aber schon der Frost gegen das lodernde Feuer der Begeisterung und des Jubels, das alle seit zwölf Stunden schon erfaßt hat und das sie ausharren läßt, um die große geschichtliche Stunde mitzuerleben.

Die Uhr zeigt neun.

Geschwader um Geschwader, Flugzeug neben Flugzeug überfliegt die Grenze, die keine Grenze mehr ist. Donnernd toben die Motoren, singen eine gewaltige Melodie.

Panzerwagen stoßen vor, vorbei am Zollhaus, vorbei am Schild „Zoll-Douane". Die wuchtigen Raupen ihrer Räder lassen die Straßen erzittern, sie knirschen in rasendem Umlauf ihr Lied. Pferdehufe traben über die Teerstraße. Daneben dröhnt wuchtig der Marschtritt der Männer unter dem Stahlhelm, der den Takt schlägt zu jener gewaltigen Melodie, dem eisernen Bekenntnis:

„Ein Volk — ein Reich — ein Führer!"

Stolz weht an der Spitze unserer Abteilung die rote Standarte. Vorne gibt's Stockung. Macht uns nichts aus, es ist uns höllisch warm geworden nach den ersten 18 Kilometern.

Laut und klar kommt das Kommando:

„Daaas Gewehrrr — über!"

Ironisch meint Sepp hinter mir: „Mensch, Hanns, lang eini ins Eisen! Auf geht's zum Siege! Auf zu hohem Waffenruhm!"

„Einen Schmarr'n," foppt neben ihm der „Hungerturm", „ein Kartoffelkrieg wird's! Glaubst vielleicht, die Juden schiaß'n?"

Autos, die am Zollhaus auf uns gewartet haben, rasen als Vorreiter hinein nach Salzburg. Sie kommen! Sie kommen! Eine Welle des Jubels pflanzt sich fort bis hinüber, wo in der Ferne die grauen Mauern der Feste Salzburg herübergrüßen. Da hinten sind schneebedeckt noch die Häupter der Berge, hier aber marschieren wir durch frühlinglachendes Land, übervollen Herzens, und über uns sticht die Sonne auf die blinkenden Stahlhelme, auf Straße und Acker, auf den Feiertag der ersehnten Freiheit.

Wir sind am Zollhaus. Fred wischt sich mit seinem dreckigen Taschentuch über das schweißige Gesicht. Ein paar Mädel geben uns einen Becher mit Wasser. Kaum daß sich unsere Marschkolonne durch das Spalier der jubelnden Menschen drängen kann. Wir sind im Nu umringt.

Sepp, der Vielfraß, hat schon ein paar Semmeln und ein anständiges Stück Wurst irgendwo erwischt, und Fred meint lakonisch: „Wenn's hier schon so ist, dann d' erschlagen s' uns in Salzburg drin g'wiß!"

Wir haben die Grenze überschritten und sind eingekehrt bei unseren Brüdern in Österreich. Die Uhr zeigt 9.25 Uhr.

Blumen liegen auf der Straße. Weit vorne spielt unsere Regimentsmusik.

Ein Lied! Fred, der Schulmeister, stimmt an.

Durch ein Spalier von Fahnen geht der Marsch. Salzburg! Kein Haus, kein Fenster ohne das Sonnenrad der Freiheit. Wo sind wir denn? Liegt die Grenze des Reiches wirklich schon hinter uns? Kopf an Kopf steht links und rechts eine Menschenmauer, unübersehbar. Sind es noch Menschen? Brüllend, schreiend, die Augen tränennaß vor Glück recken sie uns die Hand, beide Hände entgegen. Es regnet Blumen, Liebesgaben —

Mühsam bahnen wir uns eine Gasse über die Saalachbrücke. Die Pferde werden nervös. Menschen klammern sich an das Sattelzeug der Tiere, fallen uns in die Zügel, schauen uns in die Augen, glückstrahlend. „Endlich, endlich seid ihr gekommen!“ Ein einziger Schrei der Freude und der Begeisterung tost durch die fahnen- und girlandengeschmückte Stadt.

Durch dieses Spalier marschieren wir, rechts Unteroffizier Fendt, dann ich, hinter mir Fred und Sepp. Von unseren Lippen schallt ein Lied, das aber untergeht und versinkt im Gebrüll der Massen. Vor uns und hinter uns marschieren Soldaten, Soldaten!

Rasten? Halten? Keine Zeit!

Sechs Millionen warten auf uns, sechs Millionen Brüder und Schwestern wollen uns sehen, uns begrüßen. Wir haben den Glockenschlag der Kirchen überhört im hellen Jubel, und Hunger hat keiner von uns, nicht

einmal der Sepp. Es ist längst Mittag. Die Pferde müssen versorgt werden. In einer Gasse wird gerastet.

Nach zwei Stunden geht es wieder weiter. Kilometerstein um Kilometerstein liegt hinter uns. Die Beine werden müde, die Füße brennen, die Pferde lassen die Köpfe hängen. Sonnenschein, Regen und Schnee wechseln alle halbe Stunde —

„Mensch, der Rucksack!" schimpft einer hinter mir.

„Ein guter halber Zentner," meint Sepp.

Omnibusse fahren vorbei. „Himmler ist in Wien!" brüllt uns einer aus dem Wagen zu.

Auf einmal jagt das Gerücht die endlosen grauen Kolonnen auf der Landstraße entlang:

Der Führer kommt hier vorbei! Vom Obersalzberg aus kommt er auf der Straße, die wir marschieren, nach Wien!

Der schwere Rucksack, die Müdigkeit, alles ist vergessen! Der Führer! Alle reißen sich zusammen!

Doch es bleibt beim Gerücht, sosehr wir auch auf die vorbeifahrenden Wagen schauen. Wenn der Führer allerdings gewußt hätte, daß unser „Hungerturm" mit seinem sauberen Taschentuch extra wegen ihm seine Bergstiefel gefummelt hat, wer weiß — —

Überglückliche Menschen stehen am Straßenrand, grüßen mit erhobenen Händen am Morgen, am Mit-

tag, am Nachmittag, am Abend und um Mitternacht. Wer denkt an Schlaf!

„Sie kommen! Sie kommen, unsere Soldaten!" so rennt die Kunde vor uns her durch die Dörfer.

In der Ferne brennen Lichter. Ein Dorf. Es ist Straß, unser heutiges Marschziel. Todmüde sind wir alle, die Beine sind schwer wie Blei und die Pferde fressen kaum ihr Futter.

Fendt und ich holen für die anderen noch warme Abendkost von der Feldküche. Fred, Sepp und Karl haben mit den Pferden und Tragtieren zu tun.

Eine halbe Stunde später werden Quartierzettel verteilt. Die Straße lang jagen motorisierte Verbände durch die Nacht, nach Wien.

Scheinwerfer leuchten auf die Straße, auf die Fahnen, auf die jubelnden Menschen.

*

Auf meinem Quartierzettel steht die Hausnummer 14. Müde stapfe ich den schmalen Feldweg hinauf. Dort oben muß es sein, am Waldrand, abseits der Straße. Es brennt auch noch Licht droben in dem Haus. Mit der Taschenlampe finde ich den Weg über einen morschen Steg, ihr Lichtschein fällt auf altes, brüchiges Gemäuer. Ein Fenster ist herausgebrochen und mit Sackleinen ver-

hängt. Ein uraltes graues Strohdach hängt tief über die Haustür.

Es rührt sich nichts auf mein Klopfen. Gebückt trete ich in die niedere, dunkle Stube. Das Petroleumlicht am Tisch flackert eine Weile durch den Windzug.

Eine alte Frau kniet in der Ecke des Herrgottswinkels vor dem Kruzifix und betet. Etwas lauter schließe ich die Stubentür.

Die Frau fährt auf. Sieht im Halbdunkel einen Bergsoldaten mit Gewehr, Gasmaske, Rucksack — Aus ihren großen Augen rinnen Tränen über alte, zerfurchte Wangen. Sie streckt mir ihre Hände entgegen. Sie kann nicht sprechen —

Der Bauer kommt in die Stube, gibt mir die Hand. „Du bist doch aus dem Reich?" sagt er kurz. „Willst Quartier haben die Nacht? Wohin willst denn marschier'n?"

Trotz meiner Müdigkeit sitze ich noch zwei Stunden in der Stube auf der Ofenbank, lasse mir erzählen, werde gefragt und frage wieder. Was ich von den beiden Alten erfuhr — ich werde es nie mehr vergessen können.

„Ich hab keine Zeitung," sagt schlicht der Bauer, „ich weiß nicht, was los ist, ich weiß nur, daß ich Deutscher bin und mich nicht fürchten brauch vor euch. Bringst du eine andere Zeit mit? Sonst geht mein

Hof zugrund, wie die tausend andern vor mir. Adolf Hitler? Ich hab schon manchmal von ihm gehört! Gesehen hab ich sein Bild noch nie. Würd' ich ihn kennen, wenn er vorbeikommt? Ich hab einen Buben, der als Knecht arbeit't droben in Obersteier. Vorig' Woch' haben s' ihn g'holt, weil er ein Illegaler sein soll. Ich weiß nit, ob's stimmt. Ich weiß nur, und das hat mir der Herr Pfarrer erzählt, daß ich meinen Buben nimmer sehen soll —"

Die Bäuerin schluchzt in ihre Hände.

Und der Bauer schlägt die harten Fäuste auf den Tisch und schreit: „Jeden Sonntag geh ich zwei Stunden Weg hinüber in die Kirch' und bet' zu meinem Herrgott! Kann er mich dafür so strafen, daß ich mein' Acker versorg' und ernt', was er wachsen läßt, und ich ihm dank' nach jeder Woch' harter Arbeit!"

Ich möchte die beiden beruhigen, erzähle ihnen von den Geschehnissen der letzten Tage, von jenem Pulsschlag der Weltgeschichte, der auch ihrem Sohn die Freiheit bringen wird. Dann spreche ich von Deutschland, das der Alte seit dem Großen Krieg nicht mehr gesehen hat, erzähle ich von unseren Bauern, ihren gewaltigen Aufgaben, ihrer Organisation. Er kann es nicht glauben, überhaupt nicht begreifen, daß er nun der erste Bürger des Reiches werden soll, daß die Staatsführung sich um ihn kümmern wird, er kann

es nicht fassen. Und doch schaut er mich an und gibt mir die Hand mit den Worten: „Ich weiß, deutsche Soldaten lügen nicht!"

*

Um drei Uhr früh wird geweckt. Zur selben Zeit, da in Wien eine deutsche Panzerdivision ihren nächtlichen Einzug hält, satteln wir unser Tragtier „Mohammed" zum Weitermarsch. Es ist kalt und heftiges Schneetreiben peitscht uns entgegen, die wir auf der Landstraße nach Timmenkamm müde und doch voll Ungeduld weitermarschieren. Endlose Autokolonnen überholen uns.

In Straßwalchen, während der kurzen Mittagsrast, treffen unsere Lastkraftwagen ein. Jetzt können wir wenigstens unsere schweren Rucksäcke verladen. Dann geht es wieder weiter.

Der Führer steht inzwischen vor dem schlichten Grab seiner Eltern in Leonding.

Der österreichische Bundespräsident ist zurückgetreten. Die österreichische Bundesregierung beschließt: Österreich ist ein Bestandteil des Deutschen Reiches.

Der Führer verfügt: Das Bundesheer tritt als Bestandteil der deutschen Wehrmacht unter meinen Befehl!

Adolf Hitler unterschreibt das Reichsgesetz: Österreich im Reich!

Die Rundfunksender des Auslandes toben und zetern. Die Geschehnisse nehmen mit einer Geschwindigkeit ihren Lauf, die fast unglaublich scheint.

Wir marschieren durch das Schneetreiben. Immer neuer Jubel brandet uns entgegen, läßt uns jede Müdigkeit vergessen. Endlos ist der Marschweg. Hendorf liegt hinter uns, Timmenkamm liegt hinter uns, Vöcklabruck liegt hinter uns.

Nach 60 Kilometern Fußmarsch erreichen wir nachts Puchheim und fallen todmüde auf das bereitgestellte Stroh.

Draußen jubeln die Menschen. Sepp flucht und schimpft, weil er noch zwei Stunden Stallwache stehen muß.

*

Zum erstenmal seit unserem Ausmarsch aus der Garnison scheint strahlende Sonne von wolkenlosem Himmel. Wie die Tage vorher, so stehen auch heute, am 14. März, die Menschen zu beiden Seiten der Straße und jubeln uns zu. Wir grüßen die Berge des Salzkammergutes in ihrer einzigartigen Schönheit. Über Schalcham—Rutzenmoos—Pindsdorf führt der Weg.

Fred und ich marschieren nebeneinander und oft treffen sich unsere Augen. Mein Kamerad ist genau so erschüttert wie ich. Denn auch er sieht hinter den

Mauern jener überglücklichen Menschen am Straßenrand ein fahles, grinsendes Totengesicht: das unendliche Elend, die unsagbare Armut eines so reichen Volkes.

Vorbei geht es an halbzerfallenen Häusern. Strohdächer und Ziegel, Zeitungspapier statt Fensterscheiben, Elend über Elend. Überall erschütternde Not.

Hungernde Menschen betteln auf der Straße, junge und alte. Jetzt hören sie unseren Marschtritt, hören unsere Lieder. Es greifen ihre zitternden, abgemagerten Finger in den Bettelhut, holen die paar Groschen heraus, die Mitleidige im Vorbeigehen hineingeworfen haben. Sie kaufen Zigaretten dafür, verzichten auf das Stück Brot, das sie dafür bekommen hätten, nur um uns etwas schenken zu können. —

Wer macht da schlapp, wenn auch der Weg gar kein Ende nehmen will? Niemand! Der gewaltige Rhythmus, der in den endlosen Heilrufen, in dem Jubelschrei dieses Volkes schlägt, reißt uns immer wieder hoch, läßt alles vergessen.

Wir tun unsere Pflicht. Marschieren — marschieren — vorbei an dem Elend eines Volkes, das geknechtet war von gewissenlosen Verbrechern und meineidigen Gesellen, als die eisernen Künder einer neuen, glücklicheren Zeit, vorbei an dem überwältigenden Jubel eines Volkes, das deutsch ist, kerndeutsch, und

das deswegen schon unsagbar viele Opfer bringen mußte.

Man glaubt oft in einem Gefangenenlager zu sein. Kinder erzählen uns: „Ich war eingesperrt!“ — Frauen erzählen uns: „Ich war eingesperrt!“ — Männer erzählen uns: „Gestern sind wir aus dem Kerker befreit worden!“

Überall stürmen die gleichen Fragen auf uns ein. „Stimmt das —? Müßt ihr sehr Hunger leiden draußen im Reich? Ihr seht aber doch so gut aus!“ Solche Fragen sprechen Bände, ballen ein Schuldkonto von Riesengröße auf die Häupter einer Regierung Schuschnigg. —

Die deutsche Wehrmacht marschiert in dröhnendem Gleichschritt. Hier marschiert ein einiges Volk. Karl aus Bad Reichenhall, der Hilfsarbeiter, führt und pflegt seinen „Mohammed“ genau so wie jener Staatsanwalt aus Passau da vorne, der im gleichen grauen Rock unsterblichen deutschen Soldatentums den ganzen Weg zu Fuß als Tragtierführer zurücklegt. Hier marschiert der Bauer, der Student, der Lehrer 40, 50, 60 Kilometer am Tag.

Über Gmunden—Altmünster zieht sich die Straße hin, vorbei am blauen Wasser des Traunsees, in dem sich die Sonne spiegelt und die Felswände ringsum ihre schwarzen Schatten werfen. Im Hotel am Stein wird



Heiß Flagge! Auf dem Großglockner, Deutschlands höchstem Berg, setzen Gebirgsartilleristen die Reichskriegsflagge

Quartier gemacht. Am Radio erleben wir den gigantischen Empfang des Führers in Wien.

Die Sonne eines wundervollen, warmen Frühlingstages leuchtet am 15. März über uns, die wir über Traunkirchen nach Ebensee marschieren. Sepp humpelt hinter uns drein, seine Füße bluten. Mitleidig hat ihm der „Hungerturm" sein dreckiges Taschentuch als Fußlappen angeboten. Sepp hat aber abgelehnt, da sonst seine gerade nicht mehr sauberen Füße noch dreckiger geworden wären. Fred, der sich ja auch einen Monat lang mit demselben Rasierwasser zu rasieren pflegt, ist fast beleidigt.

Der Führer ist heute in Wien. Sicher scheint dort auch, wie hier, die Sonne heiß über die 200000 Menschen am Heldenplatz vor der Burg.

Während die Gebirgsartillerieabteilung bei Steinkogl zu Mittag rastet, hallt aus den Fenstern der umliegenden Häuser der Lautsprecher:

„Als Führer und Kanzler der deutschen Nation und des Reiches melde ich vor der deutschen Geschichte nunmehr den Eintritt meiner Heimat in das Deutsche Reich!"

Der Führer macht seinem Volk die größte Vollzugsmeldung seines Lebens.

Wir geben uns alle die Hand. Vielleicht haben wir noch nie so in uns die Liebe gefühlt, mit der wir an

unserem Obersten Befehlshaber hängen, wie in diesem Augenblick.

Am Abend, da der Führer nach der großen Parade Wien verläßt, kommen wir nach 35 Kilometer Marsch nach Bad Ischl, festlich empfangen wie die Tage vorher.

Morgen ist Ruhe. Dann geht es über den steilen Pötschenpaß. Er soll noch unpassierbar sein, der Winter behauptet sich noch dort oben im Felsrevier.

Doch für uns Gebirgsartilleristen gibt es kein Unmöglich.

*

Die Kolonne der Lastkraftwagen muß über den Pyhrn-Paß nach Liezen fahren. Der Weg über den Pötschenpaß ist für die schwerbeladenen Wagen nicht befahrbar.

Ich bekomme den Auftrag, die Wagen unserer Batterie zu führen. Ich muß mich für zwei Tage von meinen Kameraden trennen. Lieber wäre ich mit Fred über den Pötschenpaß gestiegen, Sepp aber, mit seinem wehen Fuß, wollte mit der Kolonne fahren. Hauptsächlich wohl deswegen, weil auch der Verpflegungswagen mit dabei war. Doch Auftrag ist Auftrag.

Motoren stampfen, die Straße zittert, Räder sprin-

gen in rasendem Umlauf über Schlaglöcher. Lastwagen hinter Lastwagen, wie lang ist wohl die Kolonne, die da über die Straße braust? Sieben, acht Kilometer? Sie will kein Ende nehmen. Gebirgssoldaten mit gebräunten Gesichtern halten das Steuerrad in harten Fäusten, beherrschen sicher die brüllende Kraft unter der Kühlerhaube.

Telegraphenmasten flitzen vorbei — Vollgas — fünfzig Meter Abstand von Wagen zu Wagen. Da heißt es schon aufpassen! Starr sitzen die Fahrer, ihr Blick ist geradeaus. Marschierende Kolonnen werden überholt — weiter — weiter.

Vorbei geht es an alten, verkommenen Häusern, deren brüchiges Gemäuer verdeckt ist mit Tannengrün und roten Hakenkreuzfahnen. Menschen stehen davor und grüßen.

Drüben mitten im Acker hält der Bauer hinter dem Pflug seine dampfenden Pferde, hebt die Hand und winkt den Soldaten, die vorbeibrausen in rasender Fahrt, grüßt die Wimpel, die knallend flattern am Kotflügel. Hier liegt am Straßenrand ein zerbrochenes Schild: „Österreichs Bundesregierung baut auf!" — Doch das suchende Auge findet keine Bestätigung dieser Behauptung.

Die Sonne versinkt hinter den Bergen, die den Mantel der Nacht um sich schlagen. In rascher Fahrt

geht es durch Spital, wieder durch ein Spalier von Fahnen und Menschen.

Suchend greifen die Scheinwerfer durch das Dunkel der Nacht. Grelle Augenpaare in endloser Reihe hintereinander.

Die Berge rücken näher zusammen, scheinen die schmale Straße erdrücken zu wollen. Meldefahrer im Stahlhelm fahren vor. Wie Schatten flitzen sie vorbei auf ihren Rädern. Schnee liegt auf einmal zu beiden Seiten. Es geht bergauf. Kalter Wind pfeift durch die Wagenfenster.

Halt!

Wagen auf Wagen schließt auf. Befehle werden durchgegeben. Die Fahrer überprüfen nochmal Maschine und Reifen.

Es geht jetzt über den Pyhrn-Paß. Wird wohl eine harte Arbeit werden mit unseren schweren Lasten. Die Berichte der Meldefahrer sind nicht gerade ermunternd. Eis, Schnee, kaum befahrbar! Doch wir müssen es schaffen! Drüben in Liezen warten die Kameraden morgen auf ihre Verpflegung. Wir müssen rüber!

„Fertig!"

Donnernd springen die Motoren an. Abstand fünfhundert Meter. Langsam zieht der erste Wagen aufwärts, dumpf kommt das Echo des brüllenden Motors aus dem schwarzen Bergwald zu beiden Seiten.

Langsam, aber sicher zieht der brave Diesel seine Bahn.

Wird es gehen?

Der Schnee auf der Straße wird immer höher, härter. Zu beiden Seiten türmen sich die Schneemassen. Fauchend stampft der Motor, harte Fäuste hantieren am Steuer. Die Augen starren gebannt in den Lichtkegel der Scheinwerfer. Weit unten klettert der nächste Wagen die Serpentinen herauf, seine Feueraugen blinken zwischen den Baumstämmen des Bergwalds.

Immer steiler wird es, immer langsamer der Wagen. Da — in rasendem Umlauf drehen sich die Hinterräder! Glatteis! Die Räder bohren sich in den Schnee — Vollgas — Vollgas — nichts hilft! Fluchend fährt die Hand an die Bremse.

Festgefahren!

Über einen halben Meter liegt der Schnee auf dem steilen Paßweg.

Gellend warnt das Signalhorn den nächsten Wagen, der sich hinter uns heraufkämpft durch den Schnee. Nacht ist um uns, stockfinstere Nacht. Mannschaften arbeiten mit den Spaten, schwitzen, trotz des eisigen Schneewindes. Hölzer werden herbeigeschleift, Decken herausgezogen. Stunde um Stunde vergeht.

Um 20.30 Uhr sollte laut Befehl die Paßhöhe er-

reicht sein. Es ist jetzt eine halbe Stunde vor Mitternacht und wir stecken noch im Schnee.

Endlich ist es geschafft! Über zerfetzte Decken hinweg zieht brüllend der Motor die letzte steile Kurve hinauf, der Paßhöhe zu.

Das Licht des Scheinwerfers bricht sich an den Holzwänden einer Hütte. Die Höhe ist erreicht! Fast tausend Meter über dem Meer sind wir jetzt. Ein eisiger Wind pfeift gegen die Schutzscheibe.

Was ist das? Da drüben, rechts!?

Da stehen ja Kinder!!

Wirklich Kinder! Ich kann es gleich gar nicht glauben. Vielleicht träume ich! Kinder, da heroben in der Einsamkeit, bei der eisigen Kälte, um Mitternacht! Ohne Mantel!

Mit frierenden, zitternden Fingern werfen sie uns frische weiße Schneerosen in den Wagen, weinend vor Freude. Rufen können sie nicht mehr, sie müssen ja schon halb erfroren sein. Doch ihre Augen strahlen, sie sind überglücklich, uns noch erwartet zu haben, uns noch eine Freude machen zu können —

Uns sind die Augen naß geworden beim Anblick dieser frierenden, armen Kinder, die uns hier heroben empfangen. Glaube und Glück strahlt aus ihren Augen. Deutschland, du kannst stolz sein auf eine solche Jugend!

In Decken gewickelt werden die fünf Kinder in den Wagen gepackt, abwärts saust die endlose Lichterkette kurvt durch verschneiten, stillen Bergwald. Ruhig arbeiten die Mercedes. Der Paß ist überwunden.

Motoren stampfen, die Straße zittert, Räder springen in rasendem Umlauf über Schlaglöcher. Bergsoldaten halten mit harten Fäusten das Steuerrad. Weiter — weiter, durch deutsches Land, durch den Jubel eines Volkes, durch Fahnen, Schwurhände.

In der Ferne leuchten schon die Lichter aus Liezen. Drüben, auf halber Höhe strahlt ein riesiges Sonnenrad in rotem Feuerschein.

Schneerosen schmücken das Wagenfenster. Schneerosen von der Paßhöhe, fast tausend Meter über dem Meer —

*

Während die Wagen sich durch Eis und Schnee den Weg über den Berg erkämpfen, arbeiten drüben am Pötschenpaß Tag und Nacht die Gebirgspioniere. Die SA von Bad Ischl, die Feuerwehr, alles, was Beine hat, ist mit Hacke und Schaufel bewaffnet auf dem Weg zum Paß. Gewaltige Schneemassen müssen geräumt werden, damit die Truppe nach Liezen weiter kann. Schwitzend und schweigend arbeiten die Männer auf der Paßstraße.

Große Raupenschlepper sind bereitgestellt. Die Pferde werden es nicht schaffen können, die Feldwagen sind zu schwer beladen. Mitternacht ist längst vorbei und immer weiter hinauf zieht sich die schmale Gasse durch den meterhohen Schnee. Die Pioniere schuften wie die Wilden und leisten Unmenschliches in dieser Nacht.

In Bad Ischl unten wird um 2.30 Uhr früh geweckt. Erst um 5 Uhr kommt der Abmarschbefehl. Es hat also geklappt, die Pioniere haben ihren schweren Auftrag erfüllt.

Der Morgen graut, wolkenverhangen, unheildrohend ist der Himmel, die Berge noch düster und schwarz als wuchtige Silhouetten. Langsam bewegt sich die Kolonne den Bergen zu. Der eiskalte Gegenwind läßt keine gute Stimmung aufkommen.

Der schwere Rucksack drückt. Die Männer müssen ihn jetzt wieder selbst tragen, wir sind schon froh, wenn wir die Wagen ohne Lasten heil über den Berg bringen.

Nur langsam geht es vorwärts. Steil, unheimlich steil ist der Weg. Links und rechts steht übermannshoch der Schnee.

Hinter uns rattern die Raupenschlepper, die ein schweres Geschütz ziehen. Pferde helfen mit, Männer treten in die Speichen.

Stunde um Stunde verrinnt, längst ist es Mittag.

Weiter geht's, die Paßhöhe hinauf und dann hinunter nach Bad Aussee und weiter nach Eselsbach.

Der Himmel hat aufgeklart. Die Abendsonne spendet mit ihren letzten Strahlen noch wohlige Wärme.

Heute ist „Fasttag", eine Tatsache, mit der sich der dicke Sepp gar nicht abfinden will. Aber die Feldküchen hängen noch irgendwo auf der Paßstraße, auch die Verpflegungswagen sind noch nicht da. Mit knurrendem Magen stehen die braven Muli im Freien, und die Männer liegen dicht aneinandergedrängt auf einem Haufen und schlafen. Sie sind ja so müde.

Die Uhr zeigt bald Mitternacht, da Fred seine Nachtwache antritt. Die Feldküchen sind immer noch nicht da.

Was ist das? „Parole!" Es ist nur der kleine Sepp, der trotz seiner Müdigkeit wegen des „Fasttags" nicht schlafen kann und auf die Feldküche warten möchte.

„Ein Krieger muß sich an alles gewöhnen," meint Fred, „und dir schadet es auch nicht, wenn du ein bisserl vom Fleisch fällst, dann brauchst nimmer so viel schwitzen."

Aber Sepp, der Metzgerbursche, leidet nun mal unter einem ständigen Hungergefühl, das immer nur kurze Zeit nach dem Mittagessen auszusetzen pflegt. Er ist deswegen schon in der ganzen Abteilung bekannt. Aber heute wartet er umsonst auf die „Wehrmachtssuppe".

*

Über Mitterndorf und Steinach geht's nach Liezen. 45 Kilometer sind heute zu marschieren. Langsam ist man die lange Strecke schon gewohnt, die Beine laufen ganz automatisch. Es ist nur furchtbar heiß und Fred wischt in einem fort sein schon undefinierbares Taschentuch im Gesicht herum. Sepp hat eine alte Zeitung als Fußlappen benützt und marschiert ganz gut vorwärts. Außerdem — was heute verraten werden darf — ist auch sein Rucksack etwas leichter geworden, denn die „Eiserne Portion" ist ohne amtliche Erlaubnis ihren Bestimmungsweg gegangen.

Über Höhen und Täler geht es in den Tag hinein. Oft stemmen sich die Muli mit aller Kraft in die Taue, wenn es bergauf geht. Gegen Mittag steht die lange Kolonne als schwarzer Schattenriß machtvoll gegen den Horizont. Die Räder der Geschütze zermalmen Steine und Schotter. Staub liegt auf den Uniformen und auf dem Schweiß der Gesichter. Eintönig klappern die Feldflaschen und die Geschirre der Pferde. Am Himmel ballen sich riesige Wolken zu wechselnder Form.

Es wird Abend. Und kalt. Wie Irrlichter leuchten die Lampen in Liezen. Die Straßen sind vollgepfropft von Formationen. Da sind auch schon unsere Quartiermacher. Wir müssen hinaus auf den Redlhof. Es bleibt auch diese Nacht wieder alles auf einem Haufen. Das

Quartier ist schlecht, aber was hat das zu sagen nach einer solchen Marschstrecke.

Fendt Lucki pumpt am Brunnen und wir kühlen unsere Füße im kalten Wasserstrahl. Das tut gut.

Der Staub hat sich schon richtig in die Uniform gefressen. Die Haut wird spröde von Wind und Wetter und unsere unrasierten Gesichter sind wenig salonfähig.

Eng zusammengedrängt liegen Menschen und Tiere in dem niederen Stall. Die Wache geht auf und ab. Mondlicht spielt auf den Gewehrpyramiden. Wir sind müde, so müde. Das Gefühl für Zeit und Stunde besteht nicht mehr. Fred hat leichtes Fieber und friert.

Wir teilen uns die Schlafdecke.

Alles Große ist einfach.

Alles Einfache ist groß.

Am größten ist die einfache und teilende Kameradschaft — —

*

Es klingt wie eine Sage: Heute, am 19. März, wird erst um 7 Uhr geweckt. Und noch dazu bleiben wir den ganzen Vormittag hier auf dem Hof. Das muß ausgenutzt werden!

Alles ist voll Dreck. Nicht nur wir, den Pferden geht es nicht besser. Karabiner, Gasmaske, nur Staub, Schmutz, Rost. Weg mit dem „Soldatengold!" Da

krempeln sich die Hemdärmel hoch, und die Seife, die Bürste, das Reinigungsgerät, sie alle wissen, daß jetzt ihre Stunde geschlagen hat. Ständig muß einer an der Wasserpumpe stehen.

Der erste Eimer.

Schwumm!

Gerüchte schwirren durch die Geographie. Wir sollen verladen werden. Nach Graz! Menschenskind!

Am Nachmittag wird marschbereit gemacht. Und es wird Tatsache: nach kaum einer Stunde Marsch stehen wir in Selzthal am Verladebahnhof.

Inzwischen ist es schon wieder dunkel geworden. Ein langer Zug von Güterwagen steht auf dem Geleise. Es kostet ein schönes Stück Arbeit, bis jeder Wagen gestützt ist und jedes Rad festgebunden. Und die Muli erst.

Die Feldküche gibt Kaffee aus. Die Zugwache geht den Bahnsteig entlang.

Unser Trupp hat ein Abteil für sich ergattert, Fred, Sepp, Karl, Fendt und ich liegen kreuz und quer auf dem Boden, über den Bänken und im Gepäcknetz. Wir haben es schon längst gelernt, in allen Lagen zu schlafen und jede Minute zu nützen.

Da zieht vorne die Maschine an und wir rollen in die Nacht. Durch das Murtal geht die Fahrt, nach Graz.

*

Ein fremder Güterbahnhof, eine fremde Stadt. Und doch sind wir zu Hause. Es ist fast noch „schlimmer" als in Salzburg. Jubel, Fahnen, Musik — Durch Graz marschiert die Gebirgsartillerieabteilung die Eggenbergerstraße hinaus ins Quartier.

Tage später erzittert die Straße vor dem Opernhaus vom wuchtigen Paradeschritt deutscher Soldaten.

Das Brausen der Flugzeuge, das donnernde Lied der Panzer, das Traben der hundert und aberhundert Pferde, der rasende Heilruf einer unübersehbaren Menschenmenge einigt sich wieder zu dem Höhepunkt jenes spontanen Bekenntnisses, das von den Lippen eines 80-Millionenvolkes kommt wie ein heiliger Schwur: Ein Volk — ein Reich — ein Führer!

Jetzt denkt auch Sepp nicht mehr an seine blutenden Füße, als die Musik den Badenweiler Marsch hämmert und durch das ohrenbetäubende Schreien der Massen die scharfen Paradekommandos dringen. Niemals werden wir vergessen können, wie wir Soldaten des Reiches in der Ostmark empfangen wurden! Es ist ein einmaliges Erleben, das ewig in der Geschichte stehen wird.

Weißt du noch, Fred, wie wir damals durch Österreich marschierten? Wie wir durch die Steiermark zogen, wo unser Jüngster, der Wastl, nach vier Jahren zum erstenmal wieder sein Elternhaus sah, seinen Vater

und seine Mutter in Armen halten konnte, seit er damals, 1934, flüchten mußte?

Weißt du es noch, Sepp, wie wir im Salzkammergut das erstemal mit der österreichischen SA Bruderschaft tranken?

Weißt du es noch, wie wir — so erzählen wir uns heute noch von diesen schönen Tagen unseres Soldatenlebens, vom Aufbruch des deutschen Volkes in Österreich, dem wir voranmarschieren durften, dem Führer nach, und das uns folgte — geradeaus!

Über dem Grazer Rathaus weht die Standarte des Führers! Adolf Hitler spricht in der Eggenberger Waggonfabrik.

Präsentiert das Gewehrrr!

Wie eine Steinmauer stehen wir, und doch klopfen wild die Herzen, während der Führer unsere Front abschreitet.

Führer, auf deine Bergsoldaten kannst du dich verlassen!

*

Eine Woche schon sind wir in Graz und fast jeden Tag stehe ich mit Fred droben am Uhrturm und schaue hinunter zur Mur und hinein in die alte, ehrwürdige Stadt.

Wir haben Glück gehabt mit unserem Quartier.

Zusammen liegen wir in einem netten Fremdenheim hinter dem Schloß Eggenberg und die frühlingsgrünen Bäume des Schloßparks grüßen jeden Morgen in unser Fenster. Nur Sepp hat Pech. Zuerst allerdings blies er sich noch dicker auf, als er sowieso schon ist. „Ich wohn' beim Apotheker," meint er stolz, „da gibt's wenigstens was Anständiges zu futtern —"

Aber die Sache änderte sich bald: Er bekommt am Abend ein Glas besten Weins vorgesetzt, auf einem blütenweiß gedeckten Tisch wird ein delikates, echtes Kaviarbrötchen serviert und allabendlich steigt dazu die wohlwollende Aufforderung des Quartiergebers, doch tüchtig reinzuhauen und es sich ja schmecken zu lassen. Sepp macht immer gute Miene dazu, er weiß, wie gut es die Leute meinen. Ganz langsam ißt er das einsame Brötchen und schier tausendmal trinkt er ein Schlückchen aus dem Römer.

Eine halbe Stunde später kommt er dann zu uns, und wehe, wenn wir unsere Abendkost dieweil noch nicht gegessen haben! Dann ist sie auch schon verloren.

Es gehen Gerüchte, daß wir von Graz bald scheiden müssen. Das täte uns sehr leid, wir haben sie alle schon liebgewonnen, die Stadt mit den vielen schmalen Gassen und den netten Mädels.

Die Schreibstube munkelt auch etwas von einem Heeresbergführerkurs.

Fred pufft mich mit dem Ellenbogen. „Du, das geht auf den Glockner! Das ist was für uns! Schau mal, du hast doch 'ne Nummer beim Spieß!"

Tage später sind wir, sechs Offiziere und 18 Unteroffiziere und Mannschaften, auf dem Weg nach Zell am See. Es regnet in Strömen. Wir sind naß bis auf die Haut, dreckig und speckig, als wir ins Quartier kommen. Man glaubt, mit Fußballschuhen in einer Tanzdiele herumzustapfen. Die Gäste im Hotel Post wundern sich.

Sie wundern sich noch mehr, als wir am nächsten Tag, da das Wetter immer noch schlecht ist, vom Balkon des Hauses unsere Seile hinunterlassen und übungshalber die „Hotel-Post-Ostwand" hinaufklettern. Fünf Tage vergehen so, bis sich endlich der Wettergott erbarmen läßt. Aber auch am sechsten meldet die Wetterwarte immer noch erhöhte Lawinengefahr. Langsam sinkt unsere Begeisterung; denn wir haben ja nur zehn Tage Zeit und uns ein großes Ziel gesteckt: Die deutsche Kriegsflagge muß auf dem Glockner wehen!

Freds Gesicht wird jeden Morgen, wenn er als erster zum Fenster hinausschaut, immer länger! „Noch nicht besser," und ein schwerer Seufzer Enttäuschung klingt aus diesen drei Worten. Auch die Fahrt ins



Im Eilmarsch geht es durch die brennende Judenstadt Rymanov dem fliehenden Feind nach

Kaprunertal und die Tour auf das Kitzsteinhorn können daran nichts ändern.

Das Wetter will und will nicht! Der erste wirklich lustige Abend steigt, da das Telegramm kommt: Wir können noch einige Tage bleiben! Also noch Hoffnung!

In wenigen Tagen ist Führergeburtstag! Wir haben es uns geschworen: An diesem Tag pflanzen wir Gebirgssoldaten die Fahne des Reiches auf Deutschlands höchsten Berg!

*

In einer Bauernstube in Zell am See sitzen Mädel und Frauen um ein rotes Tuch und legen letzte Hand an die Flagge, die zu des Führers Geburtstag am Glockner wehen soll.

Wir haben unsere Rucksäcke schon gepackt. Ein Dank, ein Händedruck — Heil Hitler!!!

Das Wetter ist etwas klarer geworden. Die Seehundfelle an den Brettln gleiten über den Schnee, bergauf. Richtung Moserboden. Vorbei geht es an Lawinen, die uns, wenn wir wenige Stunden früher aufgestiegen wären, den sicheren Tod gebracht hätten, immer weiter hinauf, durch Wald und über steile Schneefelder. Es ist Nacht geworden und der Schein unserer Lampen fällt auf glitzernden Schnee.

Freds Armbanduhr zeigt schon Mitternacht, als wir den ersten Lichterschein der ersehnten Hütte sehen. Aber nur kurz ist die Rast auf dem Moserboden. Wir müssen das schöne Wetter nutzen und hinüber zur Oberwalderhütte. Am frühen Morgen geht es schon wieder weiter, bergan.

Nebel brauen und der Wind pfeift kalt um die Ohren. Das Wetter wird immer ungemütlicher. Fred mit seinen langen, dürren Beinen spurt jetzt voraus. Um uns verschwinden Stück um Stück die Berge und Gipfel, wie ein weites, graues Meer fluten die Nebel. Dabei ist es erst Mittag, wie wir vor der Oberwalderhütte stehen und verschnaufen.

Wir studieren Marschskizze und Kompaß. Adlersruh in 3324 Meter Höhe ist das nächste Ziel. „Ohne Gepäck wär' das eine Kleinigkeit," meint einer — Unser Ruckſack wiegt aber unter Brüdern seinen halben Zentner, und da ist es kein Vergnügen mehr —

Es wird schnell und fest geschlafen. Morgen ist ein heißer Tag!

Fred und ich schauen noch einmal in die graue Nebelwand, die manchmal der Wind zerreißt und uns dann einen Blick tun läßt auf die Bergriesen um uns. Wir erleben die Ewigkeit der Welt. Was ist hier Zeit! Ein Nichts — Jahrtausende sind in die Tiefe der Vergangenheit hinabgesunken und immer noch ragen die

kahlen Gipfel des Urgesteins zum Himmel. Jahrhunderte tropften dahin und immer noch rauchen die Nebel der ewigen Gletscher. Eisige Riesenhände legen sich mit starren Fingern um die Felsen und halten das Gefüge fest.

Wir kommen uns klein und winzig vor. Wie ein Käferkrabbeln ist das Menschentum zu Füßen thronender Riesen. Gibt es ein Höheres als die Macht der Urwelt?

„Morgen werden wir beweisen, daß wir uns mit Recht die Herren der Berge nennen," sagt Fred leise und kriecht in den Schlafsack.

Ich aber denke zurück an den Tag, da wir vor Wochen oben standen, am Watzmannkar, und vom deutschen Großglockner träumten.

In der Nacht schiebt eine unsichtbare Hand den Nebelvorhang, der in wüstem Reigen um die Eisbühne wogt, zur Seite. Aus der trüben Nacht des Gletscherwinters hebt sich ein farbenprächtiges Bild — ein Stück jener Welt, die wir schon ins Nichts versunken wähnten: Ein erstarrtes Meer schimmernder Bergketten wird sichtbar, goldene Sonne hängt über den Hohen Tauern. Stolz und majestätisch grüßt der Glockner zu uns herüber. Ob das Wetter wohl hält?

In sausender Abfahrt geht's zum Oberen Pasterzengletscher, und dann rücken wir dem Urriesen zuleibe.

Eine harte, schwere Arbeit, die letzte Reserven und höchsten Einsatz erfordert.

Die Erzherzog-Johann-Hütte ist erreicht! Rucksack an Rucksack gelehnt schauen wir über die herrliche Winterwelt. Eine Stunde Aufstieg noch bis zum Gipfel!

Wild und zackig, wie eine Vision aus grauer Vorzeit, steht der Fels, von seinem Gipfel flattert als warnendes Zeichen eine mächtige Schneefahne weit hinaus über seine Wände.

Wir lassen uns nicht mehr halten, Freiwillige vor! Noch heute steigen wir hinauf auf den Gipfel! Wo ist die Flagge!

Draußen ist der Wind stärker geworden. Handschuh und Sturmhaube kann man gut vertragen. Eiskalt jagt der Sturm über den Bergkamm, das Seil ist hart und steif gefroren. Feine Eiskörner, die der Wind mitführt, stechen wie spitze Nadeln in das Gesicht. Langsam geht es den Steilhang hinauf. Die Zehnzacker knirschen ins Eis.

Bergdohlen, die kühnen Alpensegler, schweben über uns lautlos ohne Flügelschlag durch die Luft, lassen sich vom Sturm hinauftragen und schießen dann wieder mit angelegten Flügeln hinunter ins Bodenlose.

Vorsichtig gehen wir den Fels an, turnen wir über eine Wächte. Wir drücken uns nahe an den Fels; denn

hinunter zur Pasterze ist eine lange „Himmelfahrt“! Weit draußen über der Pallavicinirinne fliegt plötzlich Freds Halstuch —

Eishart ist die Firnschneide der Scharte. Los — der erste, der zweite am Seil — dann werfen wir hüben und drüben einen Blick hinab und tänzeln über die luftige, ausgesetzte Stelle zu den Felsen des Großglockners. Schnell geht es dann die guten Steilstufen hinauf zum Gipfelkreuz. Die ersten brüllen schon ihren Jodler.

Graue Schatten senken sich bereits vom Berg. Silbern wogt das Wolkenmeer auf und nieder und die letzten Strahlen der Abendsonne drängen manchmal durch den Nebel.

Gebannt stehen wir am Gipfelkreuz, 24 Gebirgsartilleristen. Blauer Schnee liegt auf den Graten. Ringsum Unendlichkeit und Raum. Der Wind singt um das Kreuz ins Grenzenlose, der Hauch zieht dahin, sinkt nieder und erstarrt. Schwer steht der Berg in der Dämmerung.

Ein Kamerad nestelt am Rucksack, zieht die Fahne heraus.

Fred richtet die Reppschnur mit starren Fingern. Abendruhe liegt am Rande des Himmels.

Wir scharen uns um das Gipfelkreuz.

Alles fertig!

Kommando! Zackig, wie auf dem Kasernenhof!

„Heißt Flagge!"

Arme recken sich zum abendlichen Himmel.

Dann faßt der Wind in das rote Tuch, knallt und reißt.

„Unserem Obersten Befehlshaber, Adolf Hitler, zu seinem 49. Geburtstag Sieg — Heil!"

Der Wind erfaßt den Ruf und trägt ihn hinaus in das All.

Nebel brauen und brodeln. Gerade zur rechten Zeit noch hat ein Kamerad die Kamera zücken können. Das Bild wird die Runde machen in der deutschen Presse —

Ein letzter Blick gilt noch den Dolomiten, dem Großvenediger, dem Dachstein und in weiter Ferne dem Wiener Wald. Dann hängen wieder graue Schleier um Kreuz und Flagge.

Wir rüsten zum Aufbruch. Es fällt uns schwer, die Erhabenheit dieser Stunde, unser schönstes Erlebnis beim Einsatz Österreich zu stören.

An nachtdunklen Abgründen entlang, über schmale Felsbänder, durch steile Rinnen steigen wir in acht Seilschaften wieder hinab zur Hütte.

Morgen geht es in brausender Fahrt hinab nach Kals. Während wir uns in den Schlafsack verkriechen, steigen unten im Tal Kalser Bergführer mit großen Holztragen auf. Sie wollen zu Ehren des Führers droben

am Gipfel ein Feuer brennen lassen. Es soll weit hinausleuchten in die deutschen Gaue und hineinbrennen in die Herzen aller Deutschen.

*

Fronleiten!

Wochen sind verstrichen. Ein Tag wie der andere. Sind wir nicht irgendwo auf Übung, gleicht Deutsch-Feistritz, „unser" Flecken, einem Bienenbau. Fußdienst, Geschützexerzieren, Hochglanz auf Bergschuh und Patronentasche.

Wienern — wienern!

Der ganze Anzug wird durchs Wasser gezogen und mit der Bürste bearbeitet.

Abends kaut man am Füllhalter und schreibt Feldpostbriefe. Die Mädel sind richtig fesch, schad nur, daß der Hornist immer so unmenschlich pünktlich bläst und den Zapfenstreich nie vergißt.

Stall- und Arbeitsdienst!

Tag für Tag.

Fred hat sich zum Eintänzer entwickelt und Sepp pflegt seinen Bauch. Karl ist Tag und Nacht bei seinem „Mohammed". Fendt Lucki gibt verzweifelt oft um Urlaub nach Graz ein. Angeblich, weil es ihm im „Herzl" so gut gefällt.

Droben in den Bergen muß es tauen. Schneeschmelze. Die Mur steigt höher und höher, nachts hört

man sie richtig zornig rauschen. Seit Tagen regnet es in Strömen.

Vor den Motorfahrzeugen steht der Wachtposten. Im Führerhaus des ersten Wagens sitzen Fred und ich. Fahrzeugwache.

Es gießt und gießt. Wir schlafen.

Einer öffnet die Wagentür. „He, Fred — du bist dran!" Der Posten holt seine Ablösung.

„Ich hab gar nit g'schlafen," brummt der „Hungerturm" und klettert über das Trittbrett. Über den Kopf zieht er die Zeltbahn als Regenschutz.

„Sauwetter, verfluchtes!" —

Die Ablösung steigt zu mir in den Wagen, meldet: „Ohne Neuigkeit."

Am Boden staut sich langsam eine Wasserpfütze. Wir schlafen bald wieder ein.

Ein Boschhorn tutet. Ein Scheinwerferkegel blendet die verschlafenen Augen. Fred reißt mich am Arm.

„Los, raus, Menschenskind! Alarm! Ein Melder ist da! Hochwasser. Die Mur geht über! Schnell den Chef verständigen!"

Eine halbe Stunde später rücken wir aus — —

Dann tun wir zwei Tage unsere Pflicht.

Viel Schweiß und Tränen wälzen die wilden Wasser der Mur mit hinunter. Und die Leiche unseres Leutnants Günter.

Zeitungen schreiben, wir haben Übermenschliches geleistet. Wir haben nur das getan, was wir tun mußten: Wir haben geholfen, unseren deutschen Brüdern geholfen, und so unseren Dank abstatten können für ihren Empfang. An uns lag es, den ersten Beweis zu liefern, daß der Ostmärker zu uns gehört. Wir haben es bewiesen, indem wir unser Leben für ihn in die Schanze schlugen.

Stolz tragen viele von uns das gelbe Band der Rettungsmedaille. Unvergessen in uns ist der Mann, der sein Leben gab für seine Brüder. In Innsbruck betteten wir ihn in sein Heldengrab.

*

Wochen und Monate sind vergangen, seit wir zum letztenmal die grauen Mauern der Salzburger Festung gesehen haben. Damals schien die Frühlingssonne über das befreite Land. Heute hängen grau in grau die Wolken tief in den Bergen des Salzkammergutes, da unser Zug langsam durch den Wald rollt, dem Standort zu. —

Zwei Tage später nehmen wir Abschied voneinander. Wann werden wir uns wiedersehen? Fendt Lucki bleibt in Bad Reichenhall, er dient ja als aktiver Soldat. Auch Karl hat hier seine Arbeits-

stätte. Sepp muß nach Berchtesgaden. So wandern Fred und ich langsam über die Saalachbrücke dem Bahnhof zu. Silbern blitzen die Wagen der Predigtstuhlbahn in der Sonne. Ein letzter Gruß gilt dem „Schroffen“, dann rollt der Schnellzug nach München.

Aus Soldaten sind wieder Zivilisten geworden.

Tage schönen, unvergeßlichen Soldatenerlebens haben ihr Ende gefunden.

„Vielleicht sehen wir uns bald einmal wieder, Fred?!“

Rasselnd bremst die Straßenbahn.

„Marienplatz!"

Beinahe hätte ich das Aussteigen vergessen. Los, schnell!

Das Abendblatt ist schuld daran. „Tschechischer Überfall auf deutsche Zollstreife," steht in fetten Lettern auf der ersten Seite.

Augustsonne brennt auf den Münchener Marienplatz, auf die hastenden Menschen und trocknet die Blumenkränze vor der Mariensäule.

Jemand packt mich am Arm.

„Moment mal, Zeitungsfritze, darf ich dir meine kleine Frau vorstellen!"

„Menschenskind, der Hungerturm! Ja, wo kommst denn du her, altes Haus! Noch länger und dürrer!"

Fred schmeißt sich in die Brust, seine junge Frau lacht mit.

„Hab geheiratet, Freund, bin also Respektsperson! Verbitte mir solche Anpöbelungen!" grollt er, aber seine Augen lachen.

Das muß gefeiert werden!

Im Ratskeller schreibt die Hebe nach einigen Stunden die Rechnung und steckt einen schönen Batzen Geld in die Tasche unter der schwarz-gelben Dirndlschürze.

„Also ausgemacht! Nächste Woche gehen wir mitsammen ins Theater!"

Gerade erwischen wir noch die letzte Straßenbahn.

Der Theaterabend fiel ins Wasser. „Dienstlich verhindert."

Fred und ich verpassen die Gasmasken in der Kaserne zu Reichenhall. Reserveübung. „Spielen wir halt selbst Theater," meint Fred, und schraubt den Filterverschluß an die Maske.

Der dicke Sepp ist auch wieder da und Karl sitzt schon in der Kantine, um mit Fendt die „Einstandsmaß" zu trinken. Unser Fernsprechtrupp ist also vollzählig wieder beisammen, einschließlich „Mohammed". Überall Manöverstimmung. Überall ein Rätselraten. Wird's ein Hochgebirgsmanöver oder geht es diesmal ins Flachland? Vielleicht in die Oberpfalz. Die Tschechen sind ja größenwahnsinnig geworden. Man politisiert, doch keiner weiß etwas Bestimmtes. Alle sind wir der Meinung, daß der Reichsparteitag wohl eine Entscheidung bringen wird.

Jeden Tag bringt der Rundfunk aufregende Meldungen über Vorfälle an der deutsch-tschechischen Grenze. Die Flüchtlingslager im Reich füllen sich. —

Wir ziehen ins Manöver. Ein schallendes, schneidiges Berglied klingt durch die Reichenhaller Ludwig-

straße, dann rollt der lange Güterzug am Staufen vorbei, über die Saalachbrücke hinaus ins Flachland.

In unserem luftigen Abteil wird Skat gedroschen. Sepp stiftet außerdem eine lange Hartwurst aus der elterlichen Wirtschaft. Fred zapft den Enzian an und nach jeder Spielrunde steigt ein wenig schöner, aber lauter Gesang, während draußen Mast um Mast, Bahnhof um Bahnhof hinter uns verschwindet.

Es geht der Donau zu. Manchmal hält der Zug plötzlich auf der freien Strecke mit hartem Ruck, dann poltern die Muli und „Mohammed" wird unruhig. Langsam schleicht der Zug. Wir haben uns in die Decken gewickelt und versuchen zu schlafen. An einem Stück Draht baumelt die Stallaterne im Wagen.

Karl spielt leise mit seiner Mundharmonika den Egerländermarsch.

Die Nacht ist sehr kalt. Nur gut, daß acht Muli in unserem Waggon sind. Die geben wenigstens etwas Wärme. Sonst wär es kaum auszuhalten. Denn Decke und Mantel sind so schön gerollt auf den Rucksack geschnallt, daß sich keiner am Morgen wieder die Arbeit machen möchte. Also lieber frieren.

Aber auch diese Nacht geht vorbei.

Beim ersten Morgengrauen steht der Zug im Passauer Güterbahnhof. Auf einem offenen Wagen thront die rauchende Feldküche. „Kaffeefassen!"

Mit dem großen Schöpfer geben die Köche im Mantel das heiße Getränk in die Feldkessel. Ein paar Mädels und Buben holen uns frische Semmeln. Nach dem „Frühstück“ wird ausgeladen.

Fred, der Schulmeister, zieht ein zerknittertes Kartenblatt aus der Tasche. Augenscheinlich war es aus einem Schulatlas gerissen. „Wohin werden wir jetzt wohl marschieren,“ sinnt er und vertieft sich in das farbige Papier, auf dem „Süddeutschland“ steht.

Unterdessen haben die Kanoniere die Feldküchen und -wagen losgebunden und auf den Bahnsteig gezogen. Muli und Pferde stampfen unruhig auf den Rampen. Wir holen unser Gepäck. Der Stahlhelm klappert am Koppel.

Dann machen wir uns fertig zum Antreten. Der Rucksack hängt schwer im Kreuz, verdammt nochmal!

Batterie — stillgestanden! Rechts um! Im Gleichschritt — marsch! Vorne setzt plötzlich Musik ein — der Egerländermarsch! Unser Trupp marschiert an der Spitze. Auf der Straße stauen sich die Menschen und machen uns Platz.

Es müssen schon viele Soldaten in Passau sein. Überall an den Haustüren die Kreidezahlen der Quartiermacher.

Vor uns tänzelt das Pferd unseres Hauptmanns.

Blumen fliegen mir an die Brust. Fred hat auch ein Sträußerl erwischt. Gerade daß wir sie noch auffangen können. Am Straßenrand steht eine und lacht uns zu. Roter Mohn liegt auf dem Pflaster und genagelte Bergschuhe trampeln darüber. Wir freuen uns alle.

Romm — romm — romm macht die große Pauke in der Unterführung, dahinter dann wieder rumm — rumm — rumm.

Ein Lied! „Es zittern die morschen Knochen ...“ Zwei — drei — Hart klingt der Marschtritt über die Donaubrücke. Immer näher rückt der Felsen, von dem die Feste Oberhaus heruntergrüßt. Zu beiden Seiten marschiert die Passauer Bevölkerung mit uns. Es ist ein Klingen und Rollen, wenn all die Hufe aufs Pflaster schlagen und die Geschütze über die Steine stöhnen.

Autos fahren vor, hüllen uns in eine Staubwolke. Jeder von uns hat Blumen im Koppel stecken und der „Mohammed“ schüttelt ärgerlich seinen Kopf über das Grünzeug am Geschirr.

*

Die alte Festung Oberhaus steht herrlich oben im roten Abendhimmel.

Die Batterie ist angetreten, der Spieß verteilt die Quartierzettel. Fred, Karl und ich wohnen in einem kleinen Häuschen, hart an der Donau.

Die beiden alten Leutchen haben einen Mordsrespekt vor uns Bergsoldaten. „Ja — woher sind Sie? So, so — wir waren auch schon in München, eine schöne Stadt!" —

Wir sitzen um den großen Tisch. Bier lacht uns an und unsere Quartiermutter macht sich verheißungsvoll in der Küche zu schaffen. Der Alte lacht, da wir drei uns mit den Ellenbogen stoßen. Es riecht nach Braten!

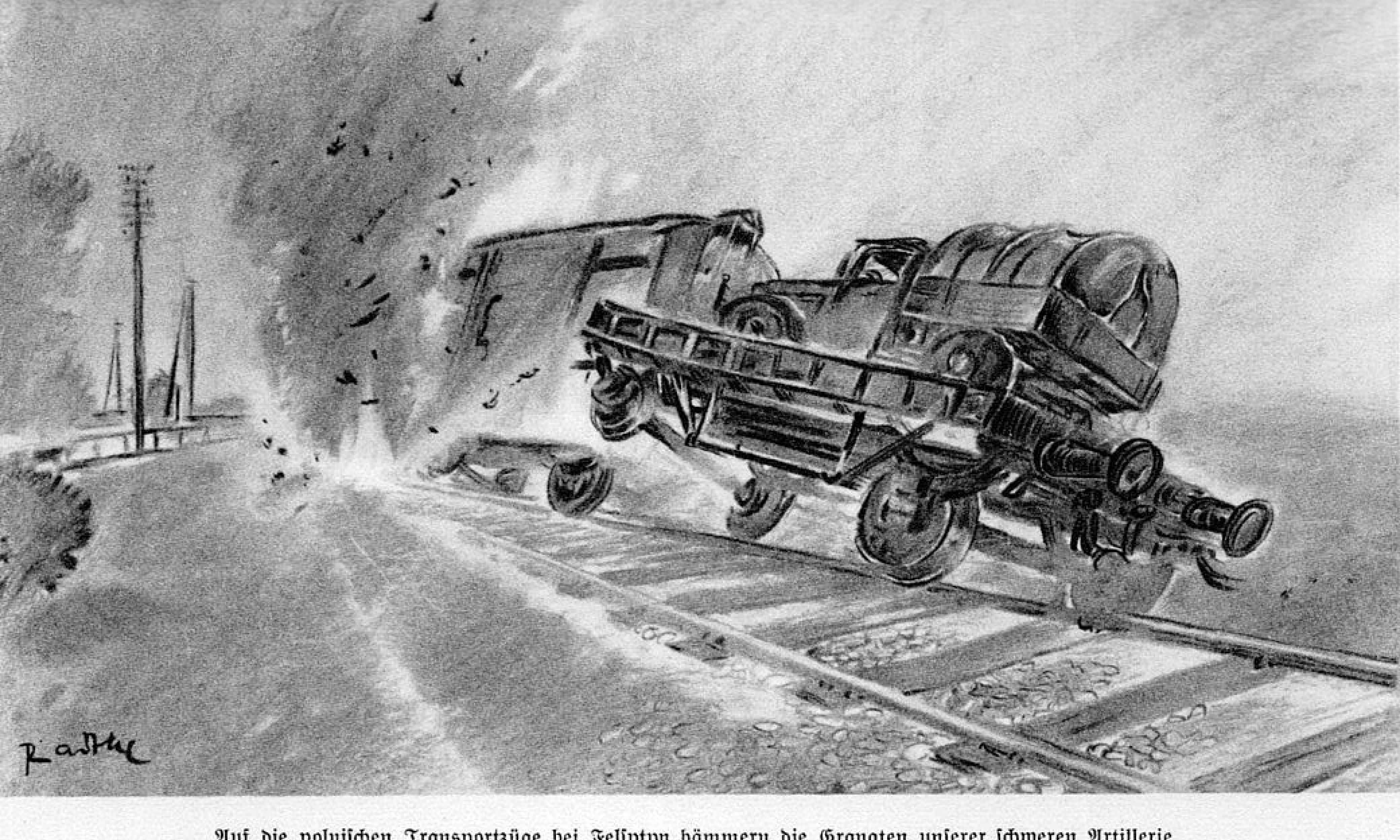
Am nächsten Morgen holt sich Fred einen Kübel mit Wasser. Hustend zieht er seine schmutzige Wäsche aus dem Rucksack, daß ihn ja die „Mutti", wie wir sie gleich getauft haben, hören muß. „Kann ich eine Bürste bekommen? — Ich will mein Zeug waschen!" Dann taucht er so lange mit seinen zwei linken Händen die Wäsche in das Wasser, bis sich die „Mutti" erweichen läßt —

„Geben Sie schon her," sagt sie lachend.

Zwei Tage später haben wir alle frisch gewaschene Hemden.

Schnell vergeht die Zeit. Schon über eine Woche liegen wir hier im Quartier. Stalldienst — Arbeitsdienst — Pferdebewegen. Am Abend dann lustiges Beisammensein im Quartier oder ein Streifzug durch das nächtliche Passau.

Der Reichsparteitag mit der großen Rede des Führers ist vorbei. Henlein erläßt eine Proklamation:



Auf die polnischen Transportzüge bei Felsztyn hämmern die Granaten unserer schweren Artillerie

Wir wollen heim ins Reich! Auf dem Obersalzberg sind politische Verhandlungen. Benesch verbietet die Sudetendeutsche Partei. In einer Zeitung steht ein Interview des Führers mit Ward Price: „Wenn Henlein verhaftet wird, bin ich der Führer der Sudetendeutschen, und ich will darn sehen, wie lange Herr Benesch noch seine Dekrete herausgeben kann!"

Über unser „Manöver" wissen wir längst Bescheid. Nur das Marschziel ist unbekannt, da wir eines Tages die breite Nibelungenstraße die Donau entlang ziehen, der Ostmark zu.

Der Tag ist heiß und die Teerstraße raucht. Eine lange unabsehbare Schlange von Kriegsvolk wälzt sich vorwärts. Lieder, sehnsuchtsschwer und fern der Heimat, klingen aus der wandernden Staubwolke. Die Geschütze holpern und rumpeln über die Straße. Die Bergmütze steckt im Koppel und der frische Wind, der über die Donau zu uns herüberweht, tut gut. Bewegung erhält jung — —

Längst ist die ehemalige Reichsgrenze überschritten. Am Straßenrand lag, neben zerbrochenen Schranken, der alte Stein mit dem österreichischen Doppeladler. Es geht durch Wald. Quartiermacher kommen uns auf Rädern entgegen. Fred macht wohl bald schlapp, doch da er die Schreibstubenleute auf ihren Rädern ankommen sieht, reißt er sich wieder zusammen, zum

Endspurt. In einem kleinen Dorf sind wir untergebracht. Es wird dunkel und kalt.

Sepp bringt für uns alle die Nudelsuppe in einer großen Schüssel und zugleich die Nachricht, daß wir, unser Trupp, beisammenliegen, in der letzten Scheune am Dorfausgang.

Fendt geht mit der Lampe voraus und stellt fest, daß es sich diesmal um eine ausgesprochen „luftige“ Angelegenheit handelt.

Karl bestätigt das, geht kundschaften und kommt nach ein paar Minuten schon wieder mit der erfreulichen Meldung: „Unten hab ich einen Stall entdeckt, dort ist's wärmer!“

Es dauert nicht mehr lange — nur das Gerät muß noch versorgt werden, dann liegt der ganze Trupp friedlich vereint hinter milchspendenden Widerkäuern auf der strohbedeckten Stallgasse. Kaum daß wir noch die politischen Neuigkeiten erzählen — Chamberlain verhandelt mit dem Führer — dann schlafen wir sofort ein. Trotz der Unmenge Fliegen, die uns keine Ruhe lassen wollen.

Plötzlich ein markerschütternder Schrei!

Ich fahre hoch. Fred neben mir rennt sich den Schädel an eine Stange. Jeder greift im Dunkel nach Gasmaske und Karabiner, wie es sich für einen guten Soldaten gehört.

Was ist denn los?

Fendt sucht seine Lampe. Der schmale Lichtstreif forscht durch die Finsternis nach Grund und Ursache des Alarms — und beleuchtet das vielsagende Hinterteil einer biederen Kuh und dann den strampelnden, brüllenden Sepp, der sich prustend bemüht, sein edles Kriegergesicht von einer Creme ganz besonderer Art reinzuwischen — —

Übrigens, seit dieser Zeit muß sich unser guter dicker Sepp mit seinem rosigen Milchgesicht bereits zweimal in der Woche rasieren.

Mit dem Schlaf ist's nun vorbei. Unter Scherz und Lachen verrinnen schnell die zwei Stunden bis zum Wecken.

Am nächsten Tag geht es wieder weiter. Immer weiter, hinter „Mohammed" her, Tag für Tag. Immer durch die Ostmark, der tschechischen Grenze entlang. Wie lange wohl noch?

*

Feierabend für heute!

Der Rucksack fliegt in die Ecke der Scheune. Wir sind in der Nähe von Aigen. Sepp hat beim Durchmarsch irgendwo eine Flasche Gumpoldskirchner aufgegabelt. Jetzt sitzen wir, eng zusammengedrängt, auf dem Bock eines Feldwagens, der auf der Straße steht

und trinken. Eine herrliche Vollmondnacht, es ist fast so hell wie am Tag. Eine feuchte Luft kommt vom Wald her. Wird wahrscheinlich ein kleiner See dort sein.

„Wenn man wenigstens wüßte, was gespielt wird," bohrt Fred und macht den Vorschlag, doch irgendwo nach einem Radio zu fragen. Die Bauern hier müßten doch eigentlich eine Zeitung haben. Wir gehen auf die Suche.

„Radio haben wir schon, aber der streikt gerade," gibt uns ein Bauernbursche auf unsere Frage Auskunft. Und was es Neues gibt auf der Welt, weiß er auch nicht. Ihn freut's nur, daß zur Zeit schulfrei ist, weil der Herr Lehrer hat einrücken müssen — — Wir geben es bald auf, etwas zu erfahren. Als wir in die Scheune zurückkommen und tastend unsere Plätze suchen, schnarchen die anderen schon alle.

Bergauf — bergab — hügelauf immer weiter auf der staubigen Landstraße, quer durch die Ausläufer des Böhmerwaldes. Straße — Wald — Staub, Tag für Tag dasselbe. Uns kommt es so vor, als würden wir um einen Kreis marschieren und bald wieder nach Passau kommen. Fred hat sein Kartenblatt verloren.

Dann sitzen wir in einer dunklen Bauernstube. Die halbe Batterie hockt auf dem Fußboden und die Fenster sind weit geöffnet, daß die andere Hälfte draußen mit-

hören kann: Der Führer spricht im Berliner Sportpalast. Eine Maus kann man laufen hören in der Stube, so still ist es.

Fiebernd gibt der Rundfunksprecher den Bericht vom Einmarsch der Fahnen und Standarten. Dann braust der Jubel auf, brandet hoch und dazwischenhinein setzen Trommeln und Trompeten den Badenweiler Marsch. Der Führer kommt!

Der Atem der Männer in der Stube geht ruhig. Man zündet sich noch eine Zigarette an und verrät damit die innere Erregung. Auch wir wissen, worum es geht. Krieg oder Frieden, das ist die Frage. Der Bauer erzählte uns, daß die Tschechen mobil gemacht haben.

Dann beginnt unser Oberster Befehlshaber mit seiner vernichtenden Anklagerede gegen den Kriegshetzer Benesch und seine Trabanten. Wie Hammerschläge fallen die Worte: „Jedes Gebiet, das dem Volke nach deutsch ist und seinem Willen nach zu Deutschland will, kommt zu Deutschland! Und zwar nicht erst dann, wenn es Herrn Benesch gelungen sein wird, vielleicht ein oder zwei Millionen Deutsche ausgetrieben zu haben, sondern jetzt, und zwar sofort!"

Der Führer gibt den Inhalt des Memorandums an Prag bekannt, das die Forderung der Räumung des Sudetenlandes von tschechischem Militär und seine Besetzung durch deutsche Truppen enthält — —

Gebannt sitzen wir vor dem einzigen Radio des Ortes, bis das letzte Wort des Führers verklungen ist. Dann stehen wir, Offizier wie Mann, und singen mit erhobener Hand das Deutschlandlied. Jetzt wissen wir es:

Wir werden wieder über „die Grenze“ marschieren!

An Schlafen wird lange nicht gedacht. Werden die Tschechen räumen? Viele glauben es nicht.

„Das sind sture Fanatiker,“ meint Fendt, „die geben nicht nach, bis wir ihnen das Dach volldreschen.“

„Ach was,“ antwortet ihm Fred, wie damals, als wir nach Österreich marschierten. — Sepp macht das Vernünftigste; er sticht zur Feier des Tages eine Gans ab, die er im Dorf gekauft hat.

Als es Mitternacht schlägt, sind nur mehr Federn und ein paar Knochen übrig, wir aber schlafen satt und zufrieden auf Stroh.

*

Nachtmarsch. Der Wald hat einen schwarzen unregelmäßigen Mantel. Autokolonnen fahren vor. Alles ist nur Schatten. Die Pferde und Muli sind nur bewegte Klumpen. Seit wir aus Passau marschierten, sind wir fast immer nur nachts unterwegs. Das Auge hat sich schon an die Dunkelheit gewöhnt. Aber Schlaf haben wir alle.

Plötzlich halt. Wir prellen natürlich auf. Nur gut, daß „Mohammed" kein Schläger ist wie die „Julia" vorne oder der „Mutler". Die hätten uns schon längst zu Brei geschlagen, wenn wir im Dunkeln auf einmal wieder den Mulischwanz im Gesicht haben. Vorne scheint es eine Stockung zu geben. Man kann sich nicht auf den Boden setzen, weil die Straße so eng ist und dauernd Wagen vorbeibrausen.

„Hast du noch was zu trinken?" fragt Fred.

Meine Feldflasche macht die Runde. Bis sie zu mir zurückkommt, ist sie leicht und leer.

Dann geht es wieder weiter. Durch Hochwald. Endlos lang. Man sieht nicht die Hand vor den Augen. Ein paarmal torkelt Fred in den Straßengraben. Wir schlafen alle beim Gehen. Wir stolpern über Eisenbahnschienen weg. Rechts müssen jetzt ein paar Häuser stehen. Dahinter biegen wir in eine Wiese. Biwak.

Am Tag wieder Arbeitsdienst. Wir sind in einer gottverlassenen, einsamen Gegend. In der Abenddämmerung muß wieder marschbereit gemacht werden. Dann geht es denselben Weg wieder zurück. Immer 35 Kilometer hin, dann wieder 35 Kilometer her. Die Straße marschiere ich heute schon zum viertenmal. Jedesmal kommt sie uns noch länger und noch dunkler vor. Aber deswegen sind wir immer doch guter Dinge. Als Soldat gewöhnt man sich an alles.

Bei uns zu Hause pflegen die Nächte auch dunkel zu sein. Aber so finster wie hier sind sie nicht. Wenigstens kommt das uns so vor. Die ersten paar Stunden glimmen Zigaretten, Sepp erzählt einen Witz, Fred summt ein lustiges Soldatenlied. Das Trampeln der Tragtiere und der Marschtritt geben den Takt dazu. Nach Mitternacht wird es stiller. Man kämpft gegen den Schlaf. Das ist so die Zeit, wo unsere Berittenen vorne absteigen und zu Fuß laufen. Die ersten Tage haben sie das nicht getan. Bis vorgestern einer vom Gaul fiel, weil er eingeschlafen war.

Ein Motorrad braust vorbei, bremst. Wir fangen ein Blatt Papier auf, das der Fahrer uns zuwirft. Eine Passauer Zeitung. „Mensch, in München Zusammenkunft der Regierungschefs von Deutschland, Frankreich, Italien und England! Abkommen unterzeichnet! Morgen marschieren wir über die Grenze."

Vielleicht! Wir wissen nicht, wo die Zone 1 ist, die am 1. Oktober besetzt werden soll. Es gibt also keinen Krieg! Fred hat recht behalten.

Die Zeitung wird weitergegeben. Überall blitzen die Taschenlampen auf. Hoffentlich geht's morgen los! Das Hin- und Hermarschieren wird langsam langweilig.

Fred schneidet vorsichtig die Landkarte aus der letzten Zeitungsseite und steckt sie in die Brusttasche.

So viel hat er schon ausgeknobelt, daß unsere Marschrichtung Budweis sein muß, wenn es über die Grenze geht. —

Durch unsere Scheune zieht am Morgen kalter Wind. Der dicke Sepp hat vor Aufregung Fieber. Es ist sehr früh am Tag und die Sonne noch nicht aufgegangen. In zwei Stunden marschieren wir.

*

In den Kirchen Londons werden Bittgottesdienste für den Frieden abgehalten und gleichzeitig Gasmasken für die Bevölkerung ausgegeben. In Frankreich werden Reservisten zu den Waffen gerufen. In München haben vier Staatsmänner ein Dokument von weltgeschichtlicher Bedeutung unterschrieben. Der Führer hat entschieden.

Wieder fallen die Grenzen.

Marschbereit steht unsere Gebirgsartillerieabteilung auf der Straße. Wir hocken auf unseren Rucksäcken im Graben, „Mohammed" knabbert das spärliche, staubige Gras am Wegrand.

Hinter die Ortsnamen Passau, Obernzell, Wegscheid, Schwarzenberg, Ulrichsberg, Aigen, Schläg schreibe ich in mein Tagebuch: „Am 1. Oktober 13 Uhr überschreiten wir die deutsche Grenze."

Noch ist es nicht so weit. Stunde um Stunde vergeht. Mittagskost wird ausgegeben. Noch immer stehen wir auf der Straße, außerhalb Aigen, und warten auf den Abmarschbefehl. Dichtgedrängt stauen sich die Menschen in der Ortschaft, die Kinder halten kleine Fähnchen in den Händen. Irgendwo weit vorne spielt die Regimentsmusik.

Autos mit Kommandoflaggen fahren geschäftig hin und her. Es ist Riesenbetrieb. Drüben im Kloster Schlägl liegt ja das Korpskommando.

Unsere rote Standarte steckt noch in ihrer Hülle. Von ferne her klingt das Mittagläuten. Es ist heiß, und wird heute wohl noch ein Gewitter geben.

„Truppführer zum Herrn Hauptmann!"

Die politische Lage ist bekannt! Wir überschreiten um 13 Uhr die alte Reichsgrenze. Laut Tagesbefehl ist das heutige Marschziel unserer Heeresgruppe Generaloberst Ritter von Leeb die Moldaulinie. Der Übertritt über die Grenze hat mit allen kriegsmäßigen Sicherungen zu erfolgen — —

Die ganze Ortschaft ist auf den Beinen. Jung und alt steigt die Straße hinauf zum Zollhaus, um die große, geschichtliche Stunde mitzuerleben.

Wir warten immer noch. Neben uns, im Acker steht eine Staffel Motorräder. Die Fahrer liegen in den Beiwagen und schlafen. Fred sitzt auf seinem Stahl-

helm und summt „Tief drin im Böhmerwald". Drüben, wo sich die staubige Straße steil hinaufzieht zur Zollschranke, sammeln sich Panzerspähwagen. Die Uhr zeigt 12.50 Uhr.

„Fertigmachen!"

Man fährt aus seinen Träumen, nimmt das Gepäck auf. Überall ist plötzlich Unruhe. Motoren heulen auf und die Pferde werden unruhig. Oben am Berg bläst ein Hornist. Tatatü — tatü — —Im Turm der Kirche zu Aigen hängen die Buben an den Glockensträngen. Bis weit über die Wälder muß man den wilden harten Schlag des Glockenschwengels hören. Den Tausenden, die droben am Schlagbaum stehen, ist es das Freiheitsläuten.

In dieser Stunde zerbrechen die Ketten unserer sudetendeutschen Brüder.

Die Spitze ist schon weit voraus. Langsam zieht sich unsere Kolonne die Serpentine hinauf zur ehemaligen Grenze. Mann hinter Mann, Muli hinter Muli, im Gänsemarsch. Heiß brennt die Sonne ins Gesicht.

An die Bäume am Straßenrand klebt ein Meldefahrer die Anordnung zum Rechtsfahren.

Da braust der Jubel auf, zerbrochen liegt ein weiß-roter Grenzpfahl neben der Straße, es regnet Blumen, die Straße ist voll von begeisterten, schreienden Menschen. Buben und Mädel stehen auf den Beton-

flötzen, die die Tschechen als Straßensperren eingebaut haben und winken mit ihren Fähnchen.

Durch die Wipfel des Böhmerwalds schallt unser Lied. Es ist wie damals, als wir durch die Ostmark zogen. Jubel, Blumen, Schwurhände. Und doch ist es wieder ganz anders.

Rechts an der Straße starren eiserne Tankfallen. Die Fenster des tschechischen Zollhauses sind eingeschlagen, an der Mauer sieht man Einschläge von Gewehrschüssen.

Auch die Menschen sind anders. Der Jubel ist der gleiche, wie damals — — Doch verhärmter sind die Gesichter, ärmer die Kleidung. Rechts von uns, am Waldrand, marschieren Flüchtlinge mit Sack und Pack wieder in ihre Heimat. Die meisten tragen Hakenkreuzarmbinden über dem Zivilanzug.

Stolz weht an der Spitze unserer Marschkolonne die rote Artilleriestandarte. Vorne hämmert die Regimentsmusik einen Marsch. Und immer wieder brandet der Jubel auf, es ist ein einziger und unbeschreiblicher Taumel, der die Menschen erfaßt hat, ein Taumel der Freude, endlich wieder zu den Brüdern heimgefunden zu haben. Über dem unvergeßlichen Bild aber strahlt der klarblaue Himmel dieses sonnigen, heißen Tages. Nahezu unfaßbar ist der Glanz dieser Stunden, der vom Himmel und aus den Herzen strahlt.

Eine Heimkehr für ewige Zeit wird vollzogen. Und wir sind stolz darauf, ihr Wegbereiter zu sein.

Weiter, immer weiter über die schattige Waldstraße, der Moldau zu. In jedem Dorf der gleiche Jubel, der gleiche Empfang.

Dann marschieren wir über die Moldaubrücke nach Untermoldau. „Wir grüßen unsere Wehrmacht," steht auf dem Spruchband über der Brücke geschrieben.

Vor dem Marktplatz, wo die Regimentskapelle schon ihr erstes Standkonzert gibt, wird gehalten. Die Feldküchen fahren vor. Die Bevölkerung ist eingeladen und unsere Küchenbullen haben alle Hände voll zu tun, die hungrigen Mäuler zu stopfen. Es schmeckt ja sooo gut!

Nach dem alten Soldatenspruch: „Mei' Hauptmann sagt, der Mann muß essen, na' san' d' Strapaz'n glei' vergessen . . ." schichtet Sepp einen Teller Gulasch nach dem anderen fein säuberlich in seinen Magen. Fred und ich unterhalten uns mit ein paar alten Weiblein, die immer die Hand zum Deutschen Gruß heben. In ihren zerfurchten Gesichtern steht noch der Schrecken der letzten Tage geschrieben.

Auf der Breitseite des Platzes ist eine Truppe in Räuberzivil angetreten. Gewehr bei Fuß. Braune Koppel um das zweireihige, zerknitterte Sakko: Sudetendeutsches Freikorps. Männer, die ihre Heimat mit

ihrem Blut verteidigt haben, bis wir kamen. Sie liefern die Waffen ab. Ihr Auftrag ist erfüllt. Wetterharte Männer sind es, oft schon über die Fünfzig.

Fred steht bei ihnen und unterhält sich mit einem der Kämpfer. Zu erschütternd war sein Erleben in den vergangenen Wochen, als daß er heute ungehemmt mit-einstimmen könnte in den Jubel rings um uns. Nur gut, daß er Frau und Kind sicher weiß im Flüchtlings-lager drüben im Altreich.

Mit fieberglänzenden Augen und eingefallenen Ge-sichtern, im dünnen Gewand umdrängen Kinder die dampfende Gulaschkanone. Wir sind irgendwie stolz auf uns, auf unsere Organisation, auf unsere Wehr-macht, da wir helfen können, helfen aus dieser furcht-baren Not und befreien — —

*

Unvergeßliche Tage liegen hinter uns. Über die Pässe des Böhmerwaldes haben wir unsere siegreiche Fahne hineingetragen bis in das letzte sudetendeutsche Dorf an der Sprachengrenze. Ergriffen und stürmisch ist der Dank der befreiten Brüder. Unvergleichlich schön ist der Zauber des Böhmerwaldes, urdeutsch die Art seiner Bewohner. Arm und voll Not sind die Täler. Oft können es die Menschen gar nicht glauben, daß

ein tausendjähriger Grenztumskampf sein Ende gefunden hat. Den Alten und den Jungen zwingt die Ergriffenheit des großen Geschehens die Tränen in die Augen.

Und wir marschieren. Es geht Richtung Krumau. Pünktlich räumt der Tscheche Abschnitt um Abschnitt.

„Wird auch gut sein," meint Fendt, der gerne ein paar „Kriegsgefangene" machen möchte.

Wir liegen im Quartier. Hörwitzl heißt die Ortschaft. Außer den zwanzig Häusern und dem unbeschreiblichen Dreck auf der Straße gibt es noch Flöhe und Wanzen in Massen. Wenn man die Schlafdecke eine halbe Stunde in die Sonne legt, hüpfen die Flöhe zu Hunderten.

Aber wir sind sie jetzt schon gewohnt und fühlen uns trotzdem ganz wohl, zumal die Verpflegung ausgezeichnet ist. So stellt unser Trupp einstimmig fest, und das bedeutet allerhand. Aber im Dorf laufen verboten viel Gänse herum. Sepp feilscht in Kronen.

„Das ist trotz der guten Verpflegung nicht auszuhalten," findet er. Eine Bäuerin wird nach dem Kostenpunkt gefragt. Vier Mann schauen sich gegenseitig an. Und die Gans, ein junger, fetter Vogel, ist gekauft.

Uns vieren läuft das Wasser schon im Munde zusammen. Sepp, als der Sachverständige, befördert die Gans vom Leben zum Tode. Karl besorgt von

irgend woher eine Bratpfanne. Fred saust mit seinen langen Beinen, mit einem Kübel bewaffnet, in den Kartoffelkeller. Neben der Bäuerin, die schnell noch die kostbaren Federn retten will, stehe ich als Wache. Denn verdächtig schleicht die halbe Batterie mit mehr als lüsternen Stielaugen um den Hof.

Fendt Lucki spielt den Erfahrenen. „Die Gans muß noch ein paar Stunden liegenbleiben und richtig kalt werden, ihr Meisterköche! Wenn ihr sie jetzt schon in die Pfanne schmeißt, wird's zäh!"

Der Hinweis bricht unseren Widerstand. Schließlich ist Lucki doch auch Vorgesetzter — —

Schweren Herzens wird der Rat befolgt. Wir haben ja auch Zeit. Zehn Tage bleiben wir hier, hat es geheißen. Heute ist erst der vierte Tag. Die Wache vor der nackten Leiche wird kameradschaftlich jede Stunde abgelöst. Laut Beschluß wird die Gans Schlag 18 Uhr gebraten.

In der dunklen, niedrigen Küche wogt um diese Zeit ein wildes Durcheinander. Fred reibt die Kartoffeln zu den Knödeln und blutet schon an allen Fingern. Sepp sitzt mit aufgekrempelten Hemdsärmeln am Feuer und begießt schwitzend, aber unermüdlich die Gans. Karl und ich stehen herum und reden. Nach einer Stunde fängt die Gans gehorsam an, braun zu werden. Inzwischen habe ich fachmännisch das Knödel-



Am Bahndamm vor Grodek eingegraben, erwarten Jäger und Gebirgsartilleristen den Angriff der Übermacht

wasser aufgesetzt. Vielversprechende Düfte wallen und wogen.

Der Kuckuck in der Uhr schreit siebenmal.

Zehn Minuten später reißt Fendt die Tür auf und schreit: „Alarm!"

Abmarsch 19.45 Uhr. Geschimpft wurde nicht —

Zwei Minuten vor Abmarsch wandert eine fertig und knusprig gebratene Gans nebst reichlicher Soße und 26 Münchener Kartoffelknödel in einen Kübel, den Sepp an die Feldküche bindet und der nun einen vierstündigen Marschweg mitmacht, bis ihn die Rast von seinem inzwischen eiskalt gewordenen Inhalt befreit.

Wir haben am Abend wegen des bevorstehenden Genusses natürlich keine Abendverpflegung gefaßt. Unser Kohldampf ist aus diesem Grund nicht gerade klein. Sogar die kalten Knödel werden verdrückt.

Fendt Lucki aber, der uns den guten Rat vom „kalt werden lassen" gegeben hat, läßt sich auffallenderweise heute überhaupt nicht bei uns sehen und treibt sich vorne beim Batterietrupp herum. Schade!

*

Es gibt viel zu tun. Unsere Pferde arbeiten bei den Bauern, viele von uns sind auf den Äckern beim Kartoffelklauben.

Nachmittags bauen wir Stallungen für unsere Tiere. Bleiben wir den Winter über hier? Am Sonntag ist immer Standkonzert im Dorf. Anschließend marschieren wir meistens hinüber nach Krumau, dem verträumten Städtchen mit den eigenartigen Baustilen und der schönen Burg.

Heute aber ist etwas Besonderes los. Wir werden auf Lastwagen gepackt und fahren auf den Schöningerberg.

Herrlich die Fahrt durch das hügelige Land. Erschütternd ist überall der Gruß, der dem deutschen Soldaten als Befreier entgegenklingt, rührend sind die ärmlichen Girlanden von Eichenlaub und Tannengrün, die handgemalten Hakenkreuzfahnen und all das andere, was uns auf dieser Fahrt in der Erinnerung an unseren Befreiungsmarsch durch die Ostmark wieder bildhaft ins Gedächtnis rückt.

Da drüben sind verlassene Betonbunker in langer Reihe quer durch den Wald. Baumriesen mußten fallen, um ihnen Schußfeld zu geben. Halb ausgeworfene Schützengräben ziehen sich quer über erdbraune Äcker. Es ist alles etwas kriegsmäßig, ernster als damals in den Märztagen.

Arg rumpelt unser Opel-Blitz über Schlaglöcher und Steine auf dem Böhmerwälder Bergsträßchen dem Schöningerberg zu. Wir holpern über ein Bahn-

geleise. Seit gestern verkehrt hier wieder eine Bummelbahn, deren Lokomotivführer dauernd mit einer durch Mark und Bein gehenden Glocke läutet. Der unaussprechliche tschechische Namen an der Bahnstation ist übermalt. Der Pfahl mit dem böhmischen Löwen ist gestürzt.

Eine schattige Serpentinenstraße führt auf den Berg. Wuchtig steht der Aussichtsturm mit seinem grauen Gemäuer. Ganz oben flattert die Reichskriegsflagge weit hinaus in das schöne Land.

Hier liegt wie ein dunkler, geheimnisvoller Streifen der Böhmerwald mit seinem Meer von Wipfeln, seinen Hügeln und Tälern. Dort drüben blitzen Wasser und vor uns leuchten die weißen Häuser von Budweis, das jetzt noch zur Tschechei gehört. Weit, weit da hinten mag Prag liegen, die vieltürmige alte deutsche Stadt. Hier heroben fühlen wir es schon heute: Der Grenzpfahl wird wieder wandern eines Tages.

Vor dem Turm schallen Kommandos.

Die Fahnenwache wird abgelöst.

*

Wir marschieren wieder.

Den Weg zurück.

Durch Wald und Feld, vorbei an jubelnden Men-

schen und fliegenden Freiheitsfahnen steigen wir über die Böhmerwaldpässe hinunter zur Donau. Die Straße des Großdeutschen Reiches — —

Mit offenem Mund und glänzenden Augen steht die Jugend Passaus wieder auf den Gehsteigen und lauscht unserem Singen, dem Klappern der Hufe und dem Rattern der Motoren. Die Alten stehen daneben, rufen, jubeln und sind glücklich mit uns.

Wir haben alle braungebrannte Gesichter. Es geht der Heimat zu. Was macht es schon, wenn der Regen rauscht. Es ist plötzlich kalt geworden.

Wir marschieren entlang der Donau, Richtung Vilshofen.

Bedächtig trommelt der Regen auf die umgehängte Zeltbahn. Ein dunkles, unbestimmtes Grau verwischt die Konturen. Über die Zeltbahn laufen unzählige kleine Bäche. Dann kriecht das triefende Naß auch noch von unten herauf und weiß jeden trockenen Fleck zu fassen.

Wir wärmen unsere Hände an Freds heißem Feldkessel. Es gibt Tee. Das Brot ist naß.

Die lange graue Straße gleicht einem Heerlager. Wir marschieren stumm und müde.

Im Herzen aber tragen wir die Bilder der vergangenen Wochen; Marsch durch jubelndes Land, Soldaten hinter dem Pflug, Soldaten als Helfer in der Not.

Fred zieht ein reizendes seidenes Halstuch aus der Manteltasche. „Das bring ich meinem kleinen Fraule mit aus Prachatitz," sagt er leise, und wie wir alle ist er in Gedanken schon Tage voraus und bei den Seinen.

An der Verladerampe steht der Zug. Die Schiebetüren sind geöffnet, goldgelb lacht trockenes Stroh heraus. Fest packen wir zu.

Eine halbe Stunde später wird Signal geblasen.

„Gepäck aufnehmen! Einsteigen!"

Alles drängt sich, um zuerst hineinzukommen. Wegen der guten Plätze.

Sepp hat für uns ein Abteil belegt. Man kann sich in ihm kaum umdrehen, alles ist voll Gepäck, Rucksäcke, Taschen, Pakete. Es regnet immer noch in Strömen. Manchmal sieht man durch das graue Fenster Bäume und Häuser vorbeilaufen. Ich liege wie ein lebendiges Fragezeichen an der Bretterwand und versuche zu schlafen. Karl hält mir ausgerechnet seine Füße unter die Nase. Fred raucht Kette und Sepp spielt leise auf der Mundharmonika.

Wir fahren in die Nacht.

*

Inzwischen ist es Tag geworden und wieder Nacht. Die Bogenlampen vom Bad Reichenhaller Bahnhof

beleuchten grell den runden Platz und den Brunnen in der Mitte. Vorne blinken die Instrumente der Regimentskapelle.

Pferde werden vorgeführt. Rufe — Kommandos.

Fröstelnd stehen Menschen im Dunkel. Es ist kalt. Der Staufengipfel hat Schnee.

Fendt Lucki sieht blaß und schmutzig aus. Aber seine Augen sind hell, wie die unseren. Wir freuen uns, daß wir wieder daheim sind.

„Morgen Abend wird groß gefeiert im Kaffee Flora!“ befiehlt Fred.

Dann: „Im Gleichschritt — marsch!“

Die Trommeln dröhnen, die Menschen machen Platz.

Dumpf hallt der Marschtritt durch die nächtlichen Straßen der Stadt, die heute nicht an Schlaf denkt.

Zwei Stunden später liegen wir müde und ungewaschen in unserer altvertrauten Kasernenstube.

Sepp, der Pechvogel, muß noch zwei Stunden Stallwache stehen. Fred gibt ihm zum Trost den letzten Schluck Enzian aus seiner Flasche.

Es ist kalt in der Stube, die Heizung ist noch nicht in Betrieb.

Morgen oder übermorgen werden Fred und ich wieder über die Saalachbrücke gehen, in den Schnellzug steigen und nach Hause fahren. Es gibt viel zu erzählen daheim — —

Im zweiten Jahr

Im vollbesetzten Speisewagen des Schnellzuges Berlin—Königsberg wird erregt debattiert. Von dem Brückenkopf der Dirschauer Brücke soll auf Danziger Gebiet eine mit Brandsatz gefüllte Bombe gegen eine in der Nähe des Danziger Zollhauses stehende Tankstelle geworfen worden sein. Fett aufgemacht steht die Meldung im Berliner „Börsenblatt", das das Datum des 2. August 1939 trägt.

Grenzzwischenfälle werden jetzt alle Tage gemeldet.

An jedem Tisch geht das Gespräch über die kritische politische Lage, während der Zug dem polnischen Korridor entgegenbraust.

Kurz vor meiner Abfahrt in Berlin hat mich noch Freds Brief erreicht. Er ist Vater geworden und sitzt als Lehrer irgendwo bei Mühldorf am Inn. „Zeit, daß wir uns wieder einmal treffen," meint er in seinem lustigen Brief. Es wird wohl bald wieder „Manöver" sein, schreibt er weiter. Von den anderen Kameraden weiß er nur, daß Sepp brav in Berchtesgaden sitzt und die Wirtschaft seiner Eltern übernommen hat, während Karl und Fendt noch in Reichenhall stecken. Auf baldiges Wiedersehen ...

Der Zug donnert über eine Eisenbrücke. Am Brückenkopf stehen schwerbewaffnete polnische Soldaten in

ihren bräunlichen Uniformen. Ihre Patronentaschen sind offen. Neugierig schauen sie dem Zug nach, der jetzt langsam in Konitz einläuft.

Wir sind im Korridor.

Hohe Eisengitter zu beiden Seiten lassen kaum Platz für die polnischen Bahnbeamten, die mit ihren schwarzen Mützen in den Zug steigen und die Fahrkarten der deutschen Reisenden kontrollieren.

Am anderen Ende des Bahnsteigs steht der deutsche Grenzbeamte auf einsamem Posten. Ein Zeitungsjunge läuft die Wagen entlang und sucht vergebens sein jüdisches Hetzblatt „Der Deutsche in Polen" zu verkaufen.

Jetzt flitzen wieder die Telegraphenmasten vorbei. Wir fahren durch fruchtbares Land. Zu beiden Seiten wogen Getreidefelder, unübersehbar, nur unterbrochen durch Wald und Weideplatz.

Hier und dort stehen ein paar armselige Hütten mit halb eingefallenen Strohdächern. Kinder mit zerlumpten Kleidern sitzen davor, laufen jetzt dem Zug entgegen, strecken die Hände und rufen „Heil Hitler!"

Ein Wall versperrt nun die Aussicht. Ein schmaler Laufgraben zieht sich um ihn. Polnische Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr halten Wache.

Es kommt mir ein merkwürdiges Gefühl, als ich die polnischen Beamten durch den Zug gehen sehe, der

jetzt fast zwei Stunden durch weites, herrliches Land rast, über uralten deutschen Kulturboden, den der polnische Adler in seinen Fängen hält.

Endlich läuft der Zug in Dirschau ein.

Wir kramen unsere Photoapparate wieder aus dem Gepäck. Eine kurze Strecke geht es nun durch Danziger Gebiet, dann rollen die Räder über die Nogatbrücke.

Drüben, am anderen Ufer, ragt die Hochmeisterburg auf, das gewaltige Wahrzeichen des Ordenslandes Preußen, das blutrot in der Abendsonne leuchtet.

Auf der Terrasse des Marienburger Grenzlandrathauses schreibe ich Fred meinen Antwortbrief. Er wird ziemlich lang, es gibt ja viel zu erzählen. Ich schreibe ihm von den roten Molen da unten in der Nogat, die heraufleuchten zu mir und sagen, daß hier die Grenze läuft, die Deutsche von Deutschen trennt und von vielen anderen Dingen, die mich hier bewegen. Erzählen nicht heute die 35 Wappen am Fenster des Rathauses — die Wappen der durch den Versailler Vertrag abgetrennten Städte Ost- und Westpreußens — aus ruhmvoller Vergangenheit und fragen sie nicht nach der Zukunft? —

Am nächsten Morgen stehe ich vor der Marienkirche in Danzig, dem großartigsten Bauwerk der deutschen Backsteingotik. In der Stadt wallt und brodelt es,

man glaubt, auf dem Krater eines Vulkans zu stehen. Und doch herrscht wieder disziplinierte Ruhe. Die Ruhe vor dem Sturm, der kommen muß, der nicht ausbleiben kann. Man fühlt das ganz unbewußt, wenn man über den Langen Markt geht.

Langsam steige ich die 365 Stufen des Turmes hinauf. „Himmlische Kogge" haben die Danziger ihre Kirche getauft, die sie in 260 Jahren erbauten, da sie wie ein Schiff draußen auf der See über die Wellen der Giebel und Firste durch die Jahrhunderte zu segeln scheint. Scheint nicht auch die Plattform oben auf dem Turm der Ausguck des Mastes und sind nicht die Türmchen an den Kirchenschiffen gleich Vormast und Besan?

Weit reicht der Blick über das Meer der Häuser hinaus in die Landschaft, man sieht in die Winkel und Gassen, in das Gewirr der Masten und Schornsteine drüben im Hafen. Schauend und schwebend wandert der Blick vom Turm hinüber, wo von der Mündung der toten Weichsel die Schwurhand der Himmelfahrtskirchtürme grüßt.

Dort hinten leuchtet rot-weiß das Schilderhaus des polnischen Postens auf der Westerplatte, hier der Hammerkran der Schichauer Werft und weit, weit in der Ferne stehen die Zinnen der Marienburg.

Und da erkennt man erst, welch große politische Entscheidung dort unten in den Danziger Gassen heran-

reift, indem man auf einmal den Sinn dieses einzigartigen Bauwerks versteht: Über den beiden Burgen, der Ritterburg an der Nogat und der Gottesburg an der Weichsel schwebt der gleiche Geist, der ihr beider Schöpfer wurde und der sie auch heute, nach siebenhundert Jahren, innig aneinander bindet. Zwischen ihnen kann es keine Grenze geben, und wenn es eine Grenze gibt, muß sie zerbrechen. Sie kann ja nur menschliche Willkür sein.

Hier oben auf dem Turm der Marienkirche sieht man diese Grenze nicht. Da vergißt man. Man denkt nicht mehr daran, daß dort unten, in den Straßen der Stadt, rote und schwarze Briefkästen hängen, deutsche und polnische, man vergißt, welche Not und welche Opfer die Menschen dort unten um ihres Deutschtums willen tragen, noch tragen müssen — —

Bis unter mir die Glocke wuchtet, daß das mächtige Gemäuer des Turmes erzittert. Die fünfhundertjährige „Gratia Dei" dröhnt mit der Gewalt ihres Gewichtes von 121 Zentnern.

Ich steige wieder vom Turm. Stufe um Stufe, soviel wie das Jahr Tage hat, bis ich wieder auf dem Kirchplatz stehe.

Aus einem Fenster schreit der Lautsprecher die neuesten Nachrichten. Menschen bleiben auf der Straße stehen und hören. Die politische Lage ist sehr gespannt.

Ich werde morgen den Brief an Fred selber nach München bringen. Gibt es Krieg?

*

Jetzt ist es doch noch etwas geworden mit dem Theaterabend. Fred, seine Frau und ich hören die „Meistersinger" in München. In der großen Pause stehen wir am Max-Josef-Platz und rauchen eine Zigarette. Innerlich lauscht man noch der Musik Richard Wagners, doch vernimmt das Ohr sofort den Ruf des Zeitungsverkäufers an der Ecke.

„Polnischer Handstreich auf Danzig geplant!"

Der Mann macht ein Riesengeschäft mit seinem Abendblatt.

Die Theaterbesucher im Abendkleid und schwarzen Anzug rauchen und gehen auf und ab. Es ist eine gelassene Ruhe. Man weiß, was geschehen konnte, geschah und geschieht. Die Welt kreist nach großen Gesetzen. Und wir alle stehen bewußt in ihnen, in unerschütterlicher Ruhe. Wir sind alle voll Vertrauen.

„Wir werden wohl bald wieder nach Bad Reichenhall fahren und den grauen Rock anziehen," unterbricht Fred und zerdrückt seine Zigarette.

Die Glocke ruft zum zweiten Akt.

Im Theater merkt man nichts von der erregten

Stimmung, die sich draußen breit macht über Straßen und Plätze. Während der Ansager im Rundfunk stündlich die neuesten Meldungen durch den Äther ruft, sitzen wir hier in einer ganz anderen Welt.

„Polnische Divisionen rücken in das Gebiet der freien Stadt Danzig!"

„Volksdeutsche jagt man zu Tausenden durch Polens Wälder!"

„Die Polen prahlen von ihrem Marsch nach Berlin!"

„England droht!" —

Man hört nichts davon in dem weiten Halbrund, in dem die Lichter verlöschen. Meister Clemens Kraus hebt den Taktstock.

Das Vorspiel — —

In derselben Nacht kommen die Briefträger nicht zur Ruhe. Auch mir bringt jemand das Telegramm, auf das ich schon gewartet habe.

Ich freue mich schon auf das Wiedersehen mit den Kameraden. Mein Koffer steht schon gepackt im Hausflur. Im Radio hämmert bis zwei Uhr nachts Marschmusik.

Während ich einen Brief nach Bordighera schreibe an meine Erika, schellt Glocke und Telephon. Fred ruft an. Wir fahren morgen mitsammen. Vor der Haustüre steht aufgeregt mit dem Koffer in der Hand

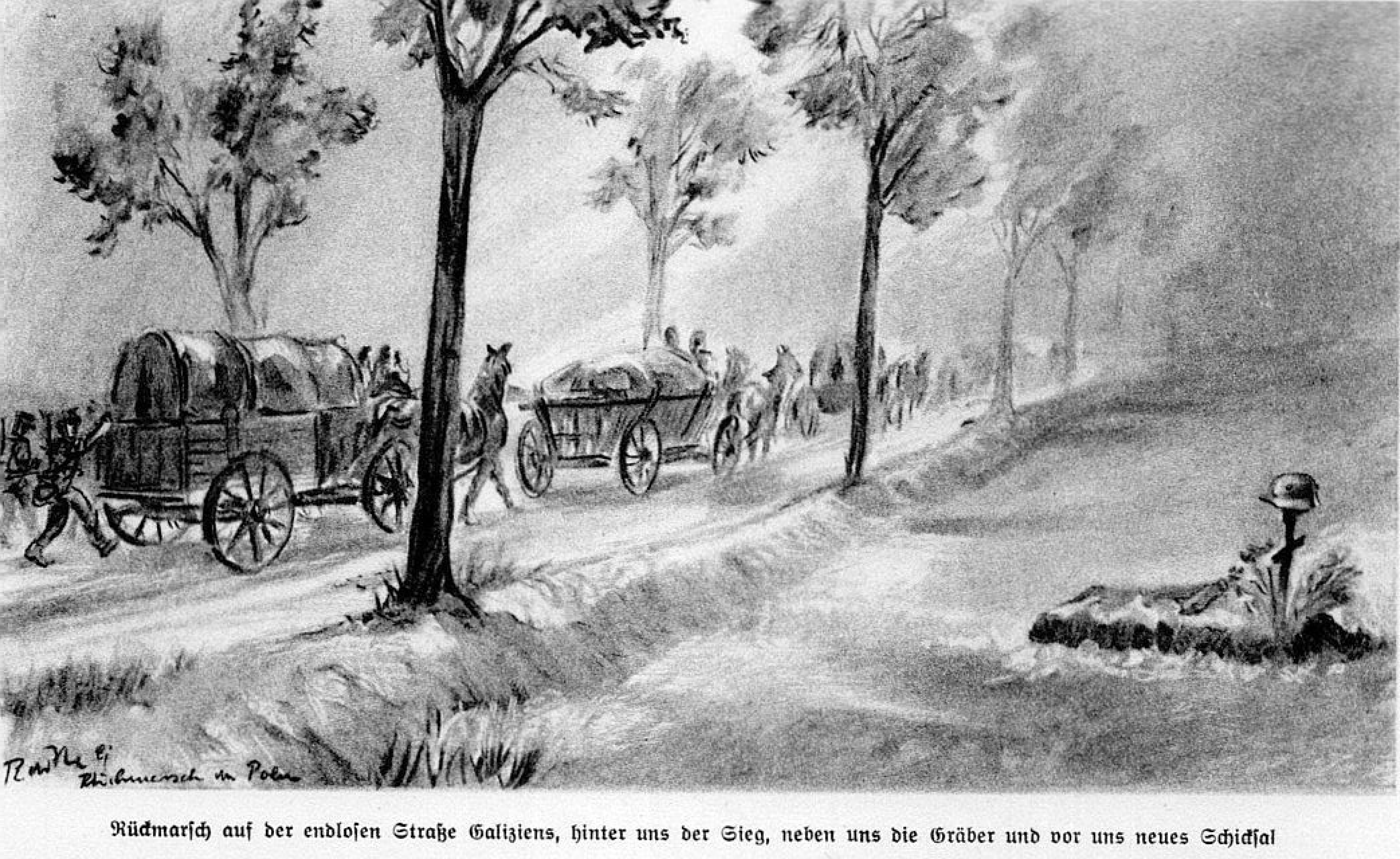
mein Freund Martl. Er möchte sich verabschieden. Wir trinken noch eine Flasche. Wir sind so zuversichtlich. Wenn wir auch nicht wissen, was die nächsten Tage bringen werden.

*

Es wird gearbeitet Tag und Nacht. Immer neue Reservisten marschieren durch das Kasernentor. In den Kammern stehen wir Schlange. Spinde werden leer gemacht, Gerät und Munition verpackt. Bergbauern führen unten im Hof ihre Pferde vor. Verdunkelung ist befohlen und Karl nagelt zwei Schlafdecken über den Fensterrahmen. Fred schreibt unten in der Schreibstube Soldbücher. Man hat kaum Zeit, die Meldungen im Radio zu hören. Seit einer Woche hängen um unseren Hals die Erkennungsmarken.

Dann steht unten im Hof Fendt Lucki auf der Staffelei und baut einen Lautsprecher an die Wand. Der Führer spricht heute im Reichstag. Wir sind alle nervös und aufgeregt. Die Ungeduld hat uns gepackt. Wann kommen wir denn endlich fort!

Hart und klar ist die Sprache unseres Obersten Befehlshabers. Groß und ernst ist die Stunde. „Das Diktat von Versailles ist für uns Deutsche kein Gesetz! — Ich habe mich nun entschlossen, mit den Polen in gleicher Sprache zu reden, die Polen seit drei Monaten



Rückmarsch auf der endlosen Straße Galiziens, hinter uns der Sieg, neben uns die Gräber und vor uns neues Schicksal

uns gegenüber anwendet!" — Der Führer bestimmt seine Nachfolger — —

Die Sonne brennt heiß auf den Hof. Wie gebannt hängen unsere Blicke am Lautsprecher und das Herz schlägt voll Stolz. Schön ist der Augenblick, da die Worte des Führers uns zu Vaterlandsverteidigern stempeln. Wir halten uns gegenseitig an den Händen.

Sepp wundert sich, daß die ausgegebenen Seitengewehre nicht geschliffen sind.

„Dös braucht's nit," antwortet ihm Karl, „so nah lass'n's uns die Polacken gar nit hin. Die laufen schon, wenn s' uns seh'n!"

Überall ist Hochstimmung. Was kümmern uns England und Frankreich, von denen im Radio immer erzählt wird!

„Derdruck't werden s' alle!" stellt Fendt fest und näht sich umständlich das mattsilberne Edelweiß auf die Bergmütze. Sein Daumen blutet, so oft hat er sich schon gestochen.

Die Rucksäcke liegen gepackt in der Ecke der Stube.

Wann geht's denn nur los! Warum kommen wir nicht weg!

„Weiß jemand, ob schon ein Transportzug draußen am Bahnhof steht?"

Fragen über Fragen. Die Zeitung meldet schon die ersten Truppenzusammenstöße im Korridor. Und wir

sitzen immer noch hier in Bad Reichenhall. Hat man uns vergessen? Man schläft unruhig. Es ist wie ein Fieber, das uns alle gepackt hat.

Dann liegt die Sonne prall auf den Bergen rings um uns.

„Achtung — Augen rechts!"

Ausgerichtet steht die Abteilung im Kasernenhof. Vor uns der Kommandeur, einen Schritt rechts hinter ihm der Adjutant. Wir schwitzen, es ist furchtbar heiß.

Schneidend bricht sich die Stimme an der Mauer.

„Morgen marschieren wir ins Feld!"

Es ist wie eine Erlösung nach den langen Wartetagen. Fred und Sepp müssen in den Abendstunden noch mithelfen, die Lastautos zu verladen.

Tausend Menschen marschieren — links rechts — links — — Unsere genagelten Bergschuhe schlagen den Takt auf der Teerstraße. Ganz Reichenhall marschiert mit zum Verladebahnhof, voll Aufregung und Stolz. Wir singen und mühsam halten vorne die Trommeln den Takt.

Eine Stunde später fahren wir aus dem Bahnhof. Da hinten winken noch weiße Taschentücher, grüßt der Predigtstuhl. Und immer kleiner werden die Tüchlein, bis die Kurve kommt über die Saalachbrücke. Dann verschwindet das Städtchen — —

Wir stehen auf dem offenen Luftschutzwagen als

Fliegerabwehr. Sepp hat das MG aufgebaut und Karl bastelt die am Bahnhof schnell „organisierten" Stühle und Bretter zu einer vernünftigen Sitzgelegenheit zusammen. Fred richtet unten im Wagen das Stroh zum Nachtquartier und verwaltet die „Theke". Wir haben ja einen Kasten Bier und einige Weinflaschen am Bahnhof bekommen.

Die Stimmung ist prächtig. Die Räder rollen. Von uns denkt keiner an den Krieg auf der Fahrt durch das herrliche Land.

Wir singen aus voller Kehle und die erste Flasche Wein geht reihum. Wenn das Wetter so bleibt, haben wir es gut erraten mit dem Luftschutzwagen. Wie auf einem luftigen Aussichtsturm sitzen wir und danken mit Winken und Rufen für die Grüße aus den Fenstern.

Nur manchmal erinnert uns das schußbereite Maschinengewehr mit dem langen Patronengurt daran: Es geht ins Feld!

Fahrt ins Blaue! Salzburg ist passiert. Die Räder rollen — rollen — —

Durch Berge, durch Täler, über Brücken, durch herrliches deutsches Land. Überall steht der Bauer, der Städter, das Mädel, der kleine Junge, die alte Mutter, die uns zurufen, uns Glück wünschen und den Sieg.

Manchmal halten wir an Bahnhöfen. Dann kommt der Labedienst. Tee gibt's, Äpfel, Weintrauben.

Fred hat schon Bauchweh von all dem, was er gegessen und getrunken hat. Da kommt es uns zum erstenmal zum Bewußtsein, daß unser feudaler Wagen ja kein „W.C." hat. Aber auch das Problem wird von Soldaten spielend gelöst.

Fendt ist vom zweiten Wagen während der Fahrt bis zu uns hinten geturnt. Er bringt die neuesten Meldungen. Vorne haben sie einen Kofferapparat. Der Führer hat seinen Aufruf an das deutsche Volk erlassen.

England erklärt uns den Krieg!

England, zerkrache! Sepp zückt den Korkenzieher. Das ist ein Grund zum Trinken.

Dann rasselt der Zug über die Donaubrücke und im hohen Bogen fliegt eine Flaschenpost vom Luftschutzwagen in das Wasser. „Deutsche Gebirgsartilleristen fahren ins Feld —"

*

Die Nacht ist kalt und neblig. Schon dreißig Stunden stehen wir auf dem offenen Wagen. Wir haben den Mantelkragen hochgeschlagen. Wien und Preßburg liegen längst hinter uns. Wir fahren durch die befreundete Slowakei. Wie lange wird die Fahrt noch dauern?

Irgendwo halten.

„Kaffeeholer raus!"

Auf freier Strecke wird Tee ausgegeben. Fred befestigt unsere Leiter am Wagen und Karl saust mit unseren Feldkesseln. Vorne blinken Taschenlampen auf.

Dann geht es wieder weiter. Durch Sillein. Es wird wohl bald Tag werden. Wir starren in die Finsternis. —

Gleichmäßig schlagen die Räder.

„Ich hab Hunger," sagt Sepp und kramt im Dunkel in seinem Rucksack unter der Bank. Dabei stößt er mit seinem Schädel an das Maschinengewehr. Wir hängen unseren Gedanken nach.

Vielleicht denkt der eine oder andere an den Abschied. Es ist ganz still geworden heroben auf dem Wagen. Unsere Augen sind wohl irgendwo in der Ferne — daheim. In uns ist Kraft, Glaube und Vertrauen und der Wille zum Sieg.

Wir fahren immer noch. Schon 38 Stunden. Es wird langsam Tag.

Wir halten jetzt oft auf freier Strecke. Aus halbzerfallenen Hütten kommen Frauen mit Körben und Säcken. Sie laufen am Zug entlang. Sie reden eine fremde Sprache, wir verstehen kein Wort. Birnen, Äpfel, Essiggurken wollen sie verkaufen. Fred wirft Geld hinunter und bekommt schöne große Äpfel. Die Alte unten lacht, versteckt die Münze in ängstlicher Hast in ihrer Schürze und rennt davon.

Die Dörfer sehen fast aus wie bei uns zu Hause. Bärtige Männer lachen uns zu und die Bauersfrauen sind behäbig. Sepp meint, er muß an die eigene Mutter denken, die vielleicht in dieser Stunde auch am Gartenzaun steht, vorüberziehenden Soldaten ein Lächeln schenkt und eine grüßende Hand.

Fremde Namen tragen die Dörfer und fremdes Wesen zeigen die Städte. —

Das Marschieren nach der langen Fahrt belebt. Hinter uns, in Poprad, steht leer der Zug mit seinen Blumen und Inschriften. Vor uns gleißen im Schnee die Gipfel der Hohen Tatra. Wir sind nahe an der polnischen Grenze. Ein heißer Sommertag und der Marsch fordert die ersten Schweißtropfen. In den Dörfern liegen bereits deutsche Truppen und mancher Kamerad grüßt aus dem Fenster. Richtige Manöverstimmung haben wir alle.

„Ob es heut schon über die Grenze geht?" fragt Fred, „wir marschieren so schnell!"

Slowakische Truppen ziehen an uns vorbei und an den Häusern grüßen die Fahnen der Hlinka-Garde. „Macht's gut, Kameraden!"

Nach fünfstündigem Marsch hält die Spitze. Wir verdrücken uns gleich hinter schattiges Gebüsch am Wegrand.

Teefassen.

Sepp türmt schwitzend mit unseren Kesseln. Weit hinten dampft die Gulaschkanone. Fast ein Kilometer rückwärts. Sepp rennt. Er hat noch zweihundert Meter bis zum Verpflegungswagen, da kommt der Befehl: Fertigmachen!

Fluchend kommt der Dicke wieder. Vor der Nase hat ihm der Koch den Deckel zugeschlagen. Warum denn? Wir haben Durst. Die Zunge brennt am Gaumen.

Weiter. Wieder marschieren wir, müde und durstig. Langsam dämmert es in uns: Es ist wirklich Krieg.

Schweigend trotten wir dahin. Die schöne Straße ist zu Ende und ein holpriger Bergweg führt uns der polnischen Grenze zu.

Sepp hat sich seit dem Ausmarsch nicht rasiert und hat schon einen ganz schönen Bart um das Kinn. Wir werden uns auch einen Kriegerbart zulegen. Nur der semmelblonde Fred spricht dagegen, weil er mit seinen sieben Haaren an der Oberlippe keinen Staat machen kann.

Es geht durch die deutschen Zipser Dörfer und durch Käsmark. Frauen und Mädels stehen auf der Straße und füllen unsere Becher mit kühler Milch. Auf der Straße begleitet uns wie eine Wolke der Staub. Wir haben uns alle Tücher um den Hals gebunden.

Am Straßenrand stehen unsere Quartiermacher.

„Was haben wir für ein Quartier?" fragt Sepp schnaufend, „Quartiertochter?"

Es geht bergauf. Rechts ist ein kleines Zigeunerdorf. Rund um flackerndes Lagerfeuer sitzt eine bunte Gesellschaft in dreckstarrenden Gewändern und wirren Haaren. Ein paar schöne Mädel sind darunter. Sie sind wie wild auf unsere Zigaretten. Für eine Viertelstunde vergessen wir Marsch und Hitze. Um ein paar Kupfermünzen läßt eine hübsche Achtzehnjährige einen Teil ihrer farbigen Fetzen fallen und tanzt. Wir haben einen Mordsspaß.

„Wir sind heute 47 Kilometer marschiert," rechnet Fred auf seiner Karte aus. Uns hat es gereicht. Der Rucksack wiegt weit über einen halben Zentner. Lomnica heißt die Ortschaft, in der wir ein paar Stunden schlafen.

„Es geht immer noch der Grenze entlang," stellt Fred auf der Karte fest. Rechts fließt träge die Poprad, ringsum herrliches Land und wunderbare Burgruinen im Sonnenschein, vor uns die endlose Marschkolonne im Staub. So ist es seit dem Morgen.

Eine Stunde Rast!

„Mensch, los!" schreit Fendt und hat schon die staubigen, schweren Bergschuhe herunter. Rock, Hemd, Hose — wir sind seinem Beispiel schon gefolgt und

springen schreiend ins Wasser. Seife, Handtuch, weg mit dem Dreck. Drüben, auf der holzüberdachten Brücke schauen Frauen der Wasserschlacht zu. Was kümmert das uns, wir fühlen uns wie Kinder und neu geboren.

Die Müdigkeit scheint verflogen, sitzt aber noch fest in den Gliedern. —

Leluchow ist passiert. Es ist dunkel geworden und die Dörfer scheinen ohne Leben. Ich leuchte mit der Taschenlampe einen Augenblick auf das Ortsschild. Sind wir schon an der Grenze? Es ist ein slowakischer Name. Weiter geht der Marsch in das Dunkel. Bergauf und bergab, die Pferde schaffen es oft nicht. Die Fahrer müssen vor- und umspannen, der Weg ist oft steil und der Troßführer heiser. Die Räder der schwerbeladenen Wagen graben sich tief in den weichen Boden.

Nachtrast in Malchow. Während ich mit ablasten helfe, sucht Fred nach einem Quartier. Er bleibt lange aus. Unser braver „Mohammed" legt sich gleich auf den Boden. Die Feldküche und die Troßwagen liegen noch irgendwo auf der Strecke. Endlich kommt Fred.

„Drüben hab ich eine leere Bauernstube gefunden, das Haus scheint unbewohnt," meint er und führt mich an der Hand über den dunklen Straßengraben. Wir sind noch nicht am Haus, gellt die Pfeife. Weitermarsch! Verflucht!

„Es kann keine Rücksicht genommen werden! Der Troß wird nachgezogen! Wir müssen weiter!“ hören wir im Vorbeigehen.

Es ist noch stockdunkle Nacht. Fünfzig Kilometer sind wir jetzt marschiert, wie lange geht es noch? Wir sind ja so müde.

Ein Melder orientiert uns über die Lage. Der Feind soll umfaßt werden. Also „überholende Verfolgung“, das sagt uns alles.

„Schließlich sind wir das Laufen schon gewohnt,“ meint Karl, „unsere Wege in Österreich und Sudetenland waren ein gutes Training!“

Der Stahlhelm klappert am Seitengewehr und am Spaten. Zum Singen sind wir zu müde.

Es gibt keine Rast. Wir müssen den Feind, der parallel zu uns drüben über den Grenzbergen zurückflutet, überholen.

Im Straßengraben liegen ein paar Fußkranke. Unser Sanitäter hat Arbeit. Ein Tragtier bricht unter der Last zusammen. Schnell wird zugepackt, wir haben Eile. Weiter —

Bardejov. Eine schöne Kirche, ein großer, im Geviert umbauter Marktplatz mit einem Rathaus, das in jedem deutschen Städtchen stehen könnte. Am Stadtrand wieder das Zigeunerviertel. In seinen Hütten und

Gassen wird es lebendig. Gestalten huschen den Hang herauf. Staunen uns an.

Dann stehen wir am Marktplatz. Laden neben Laden und manchmal ist vor einem Hause ein Laubengang wie bei uns daheim. Unser Marschtritt hat die Bevölkerung auf die Straße gelockt. Da stehen sie vor den Türen, seltsame Gestalten in langen Mänteln, mit langen Bärten und breiten Hüten: Die Juden von Bardejov.

Angst, Ungewißheit, Unsicherheit spricht aus Gesicht und Gebärde.

Fred ruft ihnen ein Wort zu. Da kommt einer der Alten, strömt über in knechtischer Höflichkeit. „Bin euer Sklave," sagt er immer. — Die Frauen bleiben ganz im Hintergrund. Aber der Unterschied ihrer Gesichter ist unfaßbar für uns. Breit, grobschlächtig und gemein sind die einen, zart, bleich, fremd und scharf geschnitten die anderen. Von einer Hast getrieben, von einer Last bedrückt und doch in Gier den Vorteil suchend, hat diese Rasse den Marktplatz der Stadt erobert und hält den ganzen Handel in der Hand. Ein buntes Völkergemisch steht hier: Zigeuner und Juden, Ungarn, Slowaken, Polen, Russen, Ruthenen und Deutsche. Es ist fast, als gäbe es keine Grenze mehr zwischen den Völkern. In manchem Haus werden drei und fünf Sprachen gesprochen.

Dann liegt die Stadt wieder hinter uns und Fred studiert seine alte, staubige Karte.

„Sind wir noch nicht bald an der Grenze?" fragt Sepp und steckt die Mütze ins Koppel. Es ist Mittag und heiß wie in einem Backofen.

„Die Straße macht einen Bogen nach Norden," antwortet Fred, „es geht jetzt der Grenze zu. Heute abend vielleicht —"

Autos fahren vor. Es sind Pioniere mit Brückenbaugerät. Wir sehen fast nichts vor Staub.

In einem Wäldchen wird gerastet. Doch kaum hat man Zeit, den „Mohammed" zu versorgen und ein Stück Brot zu essen, dann geht es schon wieder weiter. Der Rucksack drückt hundsgemein.

Die Brücken werden durch slowakische Posten bewacht, die uns grüßen und „Heil Hitler!" rufen.

Auf den Hängen sind deutsche Flakstellungen eingegraben. Wir beneiden die Kameraden, die in Badehosen da droben an der Sonne liegen und dösen, während uns das Hemd am Leibe klebt und die Füße mit den schweren Genagelten kaum mehr hochzubringen sind. Die Flak weiß das Neueste: Deutsche Truppen in Bromberg, vor Lodz. Der Narew ist überschritten.

„Und wir laufen uns in der Slowakei die Füße wund," schimpft Sepp. „Hergott, wir wollen doch auch mit dabeisein!"

Die Geschütze rumpeln über die Straße.

Halt!

„Laden und Sichern!“

Ein prickelndes Gefühl schleicht mir über die Kopfhaut. Mechanisch arbeiten die Hände: Patronentasche auf, Schloß auf, Patronenrahmen hinein, Schloß zu, Patronentasche zu. Der Mündungsschoner steckt in der Brusttasche. Der Sicherungsflügel —

Ein Aufatmen.

„Endlich!“ sagt neben mir Fendt und drückt den Patronenrahmen in seine Pistole.

Es ist, als spüren wir den ersten Hauch, den ernsten Atem des Krieges.

Weit hinten wird Artilleriemunition verladen. Die Geschoßkörbe kommen in die Munitionskisten auf den Tragtieren.

Eine Frau bringt einen Kübel Wasser auf die Straße. Wie die Wilden stürmen wir drauflos. Nicht trinken, aber das Taschentuch naß machen, das kühlt! Die Frau erschrickt, stellt den Eimer hin und rennt in das Haus zurück. Sepp bückt sich und schmeißt sein Halstuch in das kühle Naß. Von hinten nach drängen Fendt und Fred. Kein Wunder, daß der Eimer kippt und das schöne kalte Wasser auf der Straße versickert.

Endlich sind die Quartiermacher in Sicht. Müde fallen wir auf das Heu in der Scheune. Heute waren

es 40 Kilometer, mit gestern zusammen also 90. Und nur kurze Rasten, ohne Schlaf. Morgen überschreiten wir die Grenze.

*

Fendt schüttet sich schon einen Eimer Wasser über den Kopf, als ich richtig wach werde. Fred schnarcht noch neben mir und es ist nicht leicht, ihn hochzubringen.

„Los, auf geht's! Heut' kommen wir nach Polackien!"

„Mei' Ruah!" schimpft der „Hungerturm", dreht sich auf die andere Seite und streckt mir die Füße entgegen. Erst Fendts Wasserkübel hilft.

Wir marschieren —

Niz Polanka, das saubere Grenzdörfchen liegt hinter uns. Dichter Nebel verhüllt den werdenden Morgen und die nahen Berge. Es wird langsam Tag, da wir die steile Paßstraße hinaufmarschieren, rücksichtslos vorwärts. Mensch und Tier leisten das Letzte.

Das polnische Zollhaus ist leer, der Grenzbaum zerbrochen im Straßengraben. Droben ziehen unsere Pioniere ein weißes Band auf der Straße: Minen.

Wenn nur der Rucksack nicht so schwer auf dem Rücken hängen würde. Wir kämpfen uns schon nicht mehr mit der Kraft des Körpers, sondern mit der Kraft des Willens und des Ehrgeizes durch. Von Widerstand

ist nichts zu merken, die Vorausabteilung hat allem Anschein nach ganze Arbeit getan.

Wir marschieren —

Immer noch. Die letzten Sonnenstrahlen leuchten über die Laubwälder, es wird Abend und Nacht. Wie oft schon haben wir heute einen Fuß vor den andern gesetzt — im ewigen Tritt und im selben Rhythmus.

Es klingt eine harte, unerbittliche Melodie in diesem ewigen Tritt. Weiter, weiter, nach Osten führt der Weg, dem neuen Tag entgegen und dem Feind.

Die Alten, die den Weltkrieg schon mitgemacht haben, beißen die Zähne zusammen. Fred hält sich an „Mohammeds" Sattelzeug. Unsere Gesichter haben sich in Stunden verändert. Sind straffer, gespannter.

„Der Weg hört heut nimmer auf," stellt Sepp fest.

„Und immer schneller laufen s' vorne weg," meint Fred.

Wir sind müde und haben Durst. In meinem Brotbeutel finde ich noch zwei kleine Äpfel. In Niz Polanka habe ich sie vom Baum geschüttelt. Sie werden in sechs Teile geteilt.

Plötzlich haben wir Pflaster unter den Füßen. Fred stellt fest, daß der Flecken Zmigrod heißt. Vorne gibt es Stockung. Wir hocken auf den kalten Pflastersteinen, der Rucksack gibt die Rückenlehne. Fred teilt mit mir eine Zigarette. Wir müssen damit sparen und einteilen.

Autos rumpeln vorbei. Wir warten.

Zugmaschinen rumpeln donnernd über das ungewisse, schreckende Gerüst einer Notbrücke. Unaufhörlich hasten die schwarzen Umrisse der Fahrzeuge vorbei, reißen feste Staubballen in die Höhe, die dann wieder im Dunkel liegen, wenn sich das rote Schlußlicht entfernt. Wir sitzen in einem Meer von Staub. Fred und alle anderen halten die Halstücher vor den Mund. Wir sind zu müde zum Schlafen. Wir dösen nur. Aber die Sinne sind wach. Es ist eine Atmosphäre, die nur eine dunkle Ungewißheit mit sich bringt.

Fred packt mich am Ärmel. „Los, aufstehen, es geht wieder weiter!"

Fast versagen die Beine. Bis sie sich wieder ans Marschieren gewöhnt haben. Wir schlafen im Gehen. Das Tempo wird immer schneller. Wir hängen uns mit den Armen zusammen. Abwechselnd führt Fred oder Fendt, wir können so wenigstens die Augen zumachen.

„Ob dieser Krieg anders ist als der unserer Väter?" sinniert Fred vor sich hin.

Die Riemen des Rucksacks schneiden verdammt in die Schulter. Am Tag war es glühend heiß, jetzt frösteln wir.

Wir sind rechts abgebogen und marschieren eine schlechte Straße. In der Ferne Feuerschein. Es muß Dukla sein, das in Flammen steht.



Stumm, mit einer gewissen Andacht überschreiten wir die französische Grenze auf derselben Straße, auf der schon die Väter marschierten

Auf einem holprigen Acker wird gehalten. Wir schmeißen unsere Rucksäcke auf den Boden. Keiner spricht ein Wort.

„Kohlen fassen!" ruft plötzlich Sepp. Er macht die helle Stimme unseres Fouriers nach und möchte mit einem blöden Witz wieder Stimmung in den Trupp bringen.

Wir geben ihm keine Antwort, wir sind zu müde zum Lachen. Vorne blitzt ganz kurz eine Lampe. Hämmer treiben Eisenpfosten in den harten Boden: Feldstall. Anscheinend wird hier gerastet. Fred lehnt an einem Gartenzaun und schläft im Stehen. Wir sind viel zu müde, um noch das warme Essen zu holen, das vorne an der Straße von der Feldküche ausgegeben wird. Dabei haben wir noch nichts im Magen. Nur Sepp rennt noch und klappert mit dem Kochgeschirr.

Ein Sattel ist mein Kopfkissen. Ich kann nicht einschlafen. Ob die Sterne da oben zu zählen sind? Hinter mir hantieren Fahrer am Geschirr.

„Wir sind bei Makowisko," sagt einer.

Ich liege noch kaum, schallt die schneidende Stimme unseres Hauptmanns durch die Finsternis.

„Fertigmachen — Marschbereitschaftsmeldung!"

Mit der Taschenlampe sucht Fendt die Ackerfurchen ab. Er muß jeden einzeln schütteln und wecken. Man bringt die Augen fast nicht auf. Wenn wir nur wenigstens eine Stunde hätten schlafen können!

Sepp trinkt schnell die heiße Erbsensuppe aus dem Kessel. Karl flucht und tappt im Dunkel nach seiner Gasmaske. Es geht alles blitzschnell.

Jeder von uns ahnt wohl irgendwo in der Nähe den Feind. „Einmal müssen wir ihn ja einholen," glaubt Fred und schultert den Rucksack.

Dann marschieren wir wieder. Wieder stolpern wir durch die Nacht, über Steine, Löcher. Man sieht nicht die Hand vor den Augen.

Immer links—rechts — und da es langsam Tag wird, verfliegt auch wieder die Müdigkeit in uns. Fünfundzwanzig Stunden sind wir schon auf den Beinen. Weiter —

Wir marschieren — das ist jetzt das Tägliche unseres Erlebens. Wir kennen es schon, das ewige links—rechts — bis in den letzten Nerv unseres Seins.

*

Wir liegen in Feuerstellung vor Kobylany. Der Feind ist erreicht.

Hinter einem alten Haus hat Sepp unser MG aufgebaut. Wir haben die Seitensicherung und eventuelle Fliegerangriffe abzuwehren. Der „Hungerturm" ist auf einen Obstbaum gestiegen, angeblich weil er von dort oben aus bessere Sicht hat. Natürlich auch wegen der

Pflaumen! Die ganzen Taschen hat er schon vollgestopft.

Es ist noch alles ruhig und langsam verschwinden die Morgennebel.

Der erste Schuß dröhnt neben uns. „Abgefeuert!" meldet der Geschützführer durch den Apparat. Der Pulvergeruch der Kartusche spielt um unsere Nasen. Ein paar Meter weiter vorne liegt eine tote Kuh.

Singend schrauben sich die Granaten durch die Luft. Drüben an den Höhen krachen die Einschläge. Wir denken nicht daran, daß sie todbringend sind. Eine ungewisse Freude quillt in uns auf. Rauch steigt. Der „Hungerturm" droben auf dem Baum bringt das Glas nicht mehr von den Augen.

„Sie gehen zurück! Wir verlegen unser Feuer nach vorwärts! Mensch, da liegen Polen in Massen tot auf der Wiese —"

Jetzt gehen die Jäger vor.

Fred schreit wie ein Jochgeier. Mit einem Satz ist er vom Baum, rennt zum Maschinengewehr, stolpert, fällt hin —

Da habe ich auch schon meinen Finger am Drücker und das Gewehr hämmert in die Luft. Feindlicher Jäger! Wie er kurvt! Es ist ihm kaum beizukommen. Dann rast er auch schon hinter den schützenden Wald.

„Schade," bemerkt Sepp, „da hätten wir als erste das Eiserne Kreuz kriegen können; bist halt ein Batzer!"

Schon sind wir wieder marschbereit. Dem Feind auf den Fersen bleiben, heißt die Parole.

„Der Krieg ist schon deswegen schöner wie das Manöver," lacht Karl, „weil man die leeren Patronenhülsen nimmer zusammenklauben braucht —"

Wir verlasten unser Maschinengewehr nicht mehr. Wechselweise wird es getragen.

Es geht an den Bohrtürmen von Rogi vorbei, die Erdöl fördern. Sepp und Karl sehen sowas zum erstenmal und staunen.

Der Staub auf der Straße ist furchtbar. Wir sind alle ganz weiß, wie das Gras am Straßenrand, und die Gesichter sind unbeschreiblich dreckig und schweißig. Fred schaut aus wie ein Clown.

Im Schatten einer alten Kirche rasten wir eine Stunde. Vorne wird geschossen, die Vorhut hat also Arbeit. Fred sagt, es muß bei Rymanov sein. Es wird schon stimmen.

Wir haben alle kein Brot und einen leeren Magen. Das Wasser im Brunnen ist so stinkig, daß nicht einmal die Muli saufen. Wir sind in diesen Tagen mager geworden. Fred besteht nur mehr aus Haut und Knochen. Mir geht es auch nicht viel besser.

Und eine Wut haben wir auf die Polacken!

Jetzt wummern auch schwere Geschütze.

Es wird eine motorisierte Verfolgungsgruppe gebildet. Der Feind soll uns jetzt einmal kennenlernen.

„Wo unsere Fäust' hinschlag'n, wächst kein Gras nimmer," sagt Fendt Lucki selbstbewußt und dreht sich eine Zigarette. Wenn man seine Fäuste sieht, glaubt man's auch gerne.

Wir liegen im Schatten und dösen.

Dann schweigen wir alle und versuchen ein paar Stunden zu schlafen.

*

In der Ferne murren immer noch die Geschütze.

Wir wandern durch den Staub. Der Schweiß läuft nicht, er macht nur den Dreck im Gesicht naß. Das Gewehr und der Rucksack drücken schwer. Die Hände sind dick angelaufen und ohne Falten. Die Zähne mahlen feinen Staubsand und die Augen sind rot.

Es geht durch Wald. Dann macht die Straße einen Bogen bergauf und oben sehen wir endlich die Wirkung des Artilleriefeuers auf die Judenstadt Rymanov.

So schaut also der Krieg aus!

Sanitätsautos fahren zurück. Vorsichtig rollen sie über die Schlaglöcher. Die Stadt bietet einen schaurig schönen Anblick. Zuckend hebt sich ein Flammenbündel, das eine dunkle wehende Rauchwolke krönt. Rechts

und links am Rande der Stadt brennen Häuser, die wie kleine Fackeln aussehen. Brandgeruch schlägt uns entgegen.

Dachfirste stürzen ein. Juden rennen auf der Straße, gestikulierend, Weiber kreischen, Kinder weinen.

Mit schußbereitem Gewehr marschieren wir durch die Straße. Sepp schleppt die Munitionskästen hinter mir her. Fendt bringt ein paar Gefangene und strahlt über sein russiges Gesicht. Juden mit langen schwarzen Bärten versuchen mit einer kleinen Wasserspritze gegen das rasende Feuer anzukämpfen. Dabei ist doch heute ihr Sabbat — Weiber schleppen dreckiges Bettzeug auf die Straße. Dort steht ein Sofa. Ein Lärmen und Schreien.

Die Brücke über die Morawa ist gesprengt. Wie ein Storch steigt unser „Hungerturm" durch das seichte Wasser. Am Ufer sitzen zwei polnische Gefangene im Hemd und entlausen ihre Unterhosen. Angst haben sie auch. Man hat ihnen Märchen erzählt über Grausamkeiten in deutscher Kriegsgefangenschaft.

Sepp hat auf einmal eine Feldflasche voll Wasser. Es ist dick und warm. Aber gut tut es. Fred ist sehr gesprächig und erzählt mir von seinem kleinen Jörg zu Hause.

Wir liegen alle auf einem Haufen, mitten in Besko und schlafen wie die Götter. Vorne, zweihundert Meter weiter, wäre ein schöner Strohhaufen gewesen. Wir waren zu müde, noch so weit zu gehen. Wir liegen auf der Zeltbahn am Boden, der Rucksack dient als Kopfkissen. Fred hat sein Gewehr im Arm wie zu Hause seinen Jörg und schnarcht.

Wir sind ahnungslos. Der Wachtposten macht seine Runde. In den niederen Häusern Beskos aber geht ein Flüstern. Durch Hintertüren verschwinden Menschen in die Finsternis. Manchmal dringt ein schmaler Lichtschein aus den Fensterläden an der Straße. Die Türen der Häuser sind versperrt und verrammelt. Es braut sich irgendein Unheil zusammen. Die Stille ist unheimlich und die fliehenden Schatten sind so dunkel wie die Nacht und nicht zu sehen.

Der Wachtposten macht seinen vorgeschriebenen Weg. Er kann nichts sehen, er weiß nicht, was hinter den Häusern vorgeht und was geflüstert wird in den halberleuchteten Stuben. Er hört nur immer das leise Krachen, wenn die Muli mit scharfen Zähnen den Zaun, an den sie gebunden sind, abfressen und Kleinholz daraus machen.

Wir schlafen wie im Himmelbett auf der Straße und träumen —

Die Nacht ist kurz. Früher als vorgesehen geht es

wieder weiter. Noch im Nachtdunkel verlassen wir Besko. Damit haben die Freischärler nicht gerechnet. Nach uns kommt eine Jägerkompanie in die Ortschaft. Nur mehr sie trifft das Feuer der Hecken- und Dachschützen. Die Jäger machen kurzen Prozeß.

*

Die Brücke über den San steht noch! Eine Meisterleistung der Verfolgungsgruppe. Die Dörfer, durch die wir marschieren, sind nur noch Trümmer und Rauch.

Zivilisten schleichen an uns vorbei, ein armseliges Bündel unter dem Arm. Manche haben eine alte Mähre vor ihr Panjewägelchen gespannt.

Sepps Füße sind aufgelaufen, er humpelt schweigend mit. Fred trägt Sepps Gewehr, ich habe ihm die Gasmaske abgenommen.

„Herr Salomon kann zu Fuß laufen!"

„Los! Abladen!"

Fred schmeißt Sepps Rucksack auf einen vorbeifahrenden Judenkarren. Noch ein paar Fußkranke sind hinter uns, einer kann fast nicht mehr humpeln.

„Aufgesessen!" kommandiert Fendt.

In der Kolonne fahren unsere „Marodeure" und der alte Gaul an der Deichsel wiehert. Vielleicht glaubt er, es geht wieder nach Hause, in seinen Stall. Vielleicht!

Vorne wird wieder geschossen. Es ist heiß und wir haben alle drei Knöpfe Marscherleichterung.

Fendt stiftet jedem eine Zigarette. Uns ist es ein Rätsel, woher er auf einmal Zigaretten hat. Aber es fragt kein Mensch danach. Wir rauchen und die Welt ist gleich nochmal so schön und der Rucksack um die Hälfte leichter.

Über dem San drüben ziehen sich Drahtverhau und Schützengräben die Höhe hinauf. Der Feind hatte anscheinend keine Zeit mehr, Widerstand zu leisten. Die Verfolgungsgruppe ist den Polen ja Tag und Nacht auf den Fersen. Und wir hinterher. Was vorne der Motor leistet, leisten wir mit den Beinen.

Sanok brennt. Frauen stieren in die glühende Asche. Ein alter bärtiger Jude steht vor den Trümmern seiner Behausung. Er sucht. Vielleicht hat die qualmende Glut noch etwas übriggelassen von seiner Habe.

Wir haben alle dreckige Gesichter. An Waschen war ja die letzten Tage nicht zu denken. Karl hält ohne Zweifel den Rekord mit seinem schwarzen Kriegsbart.

„Sepp, wo hast du denn deine Mundharmonika?“ fragt Fred, „spiel doch eins! Spiel mal das Lied vom Polenstädtchen!“

Mit lautem Gepolter rumpeln hinter uns die Feldküchen über die Straße. Vor der Brücke schwenken wir

links in die Wiese. Es wird eine Stunde gerastet. Essenausgabe. Unser getreuer „Mohammed" rupft das staubige, trockene Gras.

Der Hauptmann verliest laut den Tagesbefehl vom 10. September. Wir sitzen auf unseren Rucksäcken, löffeln die Erbsensuppe.

Wir sind stolz, unheimlich stolz und gar nicht mehr müde.

Dann überschreiten wir den San und der graue lange Heerwurm schlängelt sich hinauf auf die bewaldete Höhe.

Zagorz brennt. Ukrainer helfen uns geschäftig durch die knietiefe Furt bei Postolov. Drüben hämmern unsere Pioniere schon an der neuen Brücke, damit der Nachschub nicht aufgehalten wird. „Mohammed" möchte sich zu gerne im seichten San wälzen und Karl hat alle Mühe, ihn zu halten.

Im Dunkel der Nacht kommen wir nach Lisko. Kein Mensch ist auf der Straße. Am Marktplatz steht ein Brunnen mit sauberem Wasser. Während die Tragtiere getränkt werden, liegen wir auf dem Straßenpflaster und träumen. Fred ist im Dunkel verschwunden. Er sucht irgendwo Zigaretten.

Weiter geht es wieder. Es will wohl heute gar kein Ende nehmen. Bergauf. Im Straßengraben liegen tote

Polen und „Mohammed" bockt vor einem stinkenden Pferdekadaver.

Gehöfte im Dunkel! Befehle —

Endlich!

Feldstall. So schnell haben die Fahrer noch nie ihre Tiere versorgt wie heute. Fendt, Fred und ich setzen den Stahlhelm auf und durchsuchen die umliegenden Gebäude. Besko war uns eine Warnung.

Vom Speicher zum Keller. Nichts Verdächtiges.

„Daher, daher!" brüllt auf einmal Fred. Mit entsicherter Pistole stürzen wir der Stimme nach, in den Keller. Sind Freischärler irgendwo versteckt?

Fred steht mit blankem Seitengewehr vor einer großen Kiste und bricht den Deckel ab.

„Mensch, Eier! Wirkliche Eier! Das müssen mehr als tausend sein!"

Eine halbe Stunde später haben wir uns mit der Zeltbahn zugedeckt und schlafen wie die Murmeltiere. Ich träume von Rühreiern und Spiegeleiern! Morgen wird der gefundene Schatz verteilt.

Über uns wölbt sich ein herrlicher Sternenhimmel. Es fällt kein einziger Schuß. Es ist kalt.

*

„Giganten der Landstraße!“ meint Fred.

„Fußlappengeschwander!“ sagt Sepp.

„Staatlich geprüfte Walzbrüder!“ konstatiert Fendt.

Wir marschieren bergauf, bergab — immerzu.

Die Straße ist schlecht und staubig. So richtig Galizien. Doch die Gegend macht auf einmal einen ganz anderen Eindruck. Die Dörfer sind gepflegter, sauberer. Es wohnen auch fast ausschließlich nur Ukrainer und Deutsche hier, die alle auf der Straße stehen und Wasser verteilen.

„Vor drei Stunden haben die Polen den Ort verlassen,“ schreit uns ein Bauer am Dorfeingang zu. Nein, es ist kein Dorf, es muß ein kleines Städtchen sein. Ustrzyki steht auf der Tafel.

Und da geschieht ein kleines Wunder.

Menschen stehen auf der Straße, jubeln, winken, recken die Hände zum Deutschen Gruß und schreien: „Heil Hitler!“

Es ist beinahe wie beim Einsatz Österreich. Nur die Fahnen fehlen. Ein Blumenregen. Die ganze Straße ist voll davon und der alte „Mohammed“ bückt sich oft und schnappt sich die willkommene Kost.

Eine junge Bäuerin drückt mir eine große Schachtel Zigaretten in die Hand. Wunderbar ist die Tracht der Einwohner. So bunt und in ihren Formen so reich und schön, daß wir nur die Augen weit aufreißen, um

dieses Bild zu behalten. Fred hantiert eifrig mit seinem Photo.

„Wie kommt nur so viel Pracht in diese armen Hütten, in dieses farblose Land?" fragt man sich immer wieder.

Es ist so schade, daß wir ohne Aufenthalt durchmarschieren. Mädels mit langen Zöpfen geben uns noch lange das Geleit.

Unsere Füße sind aufgerieben und bluten.

„Mohammed" hat eine eitrige Sattelscheuerung. Man kann fast mit der Faust durch das Loch, das der gelbe Eiter frißt.

Und die schlechte Straße!

Und der Staub!

Und die Sonne!

Fendt geht am Straßenrand und schüttet rücksichtslos jeden Eimer Wasser, den Zivilisten an die Straße stellen, aus. Es darf niemand trinken! Wir wissen es genau, sonst wäre es aus und amen mit unserer Marschleistung. Außerdem Seuchengefahr! Man muß die Zähne zusammenbeißen. Unbarmherzig brennt die Sonne.

Kroszienko brennt!

Smolnika brennt!

Chyrow, der Bahnhof ist nur mehr ein Steinhaufen. Aus den Häusern züngeln noch die Flammen. Autos

mit Gefangenen fahren zurück. Granattrichter von deutschen Fliegerbomben zu beiden Seiten der Straße.

Auf dem Bahndamm von Felsztyn nur mehr verbogenes Geleise. In Fetzen gerissen liegt ein großer Menschenhaufen, zum Teil ohne Kleider. Die Bomber haben einen Zug erwischt. Wir halten die Tücher vor die Nase. Ekelhafter Verwesungsgeruch überall.

Und wir marschieren — —

Stunde um Stunde schaukelt vor uns die Last auf dem Sattel von „Mohammed". Wir sind nur mehr Automaten. Manchmal glaubt man, jetzt geht es nicht mehr. Dann macht irgendeiner einen blöden Witz und schon ist der innere Schweinehund vergessen.

Für uns gibt es kein Unmöglich! Wir sind Soldaten des Führers! Und das Edelweiß am Ärmel verpflichtet doppelt!

Fred und ich sprechen jetzt oft darüber. Über unsere innere Haltung, über Opferbereitschaft, Kameradschaft und Gehorsam.

*

Wir kennen kein „Ich" mehr, sondern nur ein eisernes „Wir"!

Unaufhaltsam geht es vorwärts. Jeder Widerstand vorne wird schnell und gründlich gebrochen. Unsere Gesichter sind dreckig und aufgerissen vom

Sonnenbrand. Unsere Augen schauen vorwärts in die Zukunft.

Marschiert mit uns nicht die Vergangenheit? Marschiert nicht neben mir eine Gestalt wie ich, im grauen Rock, wie ich den Stahlhelm auf? Und steht nicht neben Fred, neben Sepp und Karl neben jedem meiner Kameraden einer? Das andere Gesicht doch scheint mir hagerer, bleicher, seine Lippen sind aufeinandergepreßt und seine graue Gestalt ist lehmig, noch verstaubter. Aber ich fühle es, seine Augen starren mich an. Aus ihnen blitzt unheimlicher Wille.

Hinter allem steht der Soldat des Weltkrieges! Hinter mir steht mein Kamerad, der mir voranmarschierte im Werdekampf meines Volkes.

Links — rechts — immerzu — —

Nicht ich, die Mannschaft!

Nicht ich, die Kompanie marschiert! Die Vergangenheit marschierte auf derselben staubigen Straße und hat die Gegenwart hervorgebracht. Aus ihr wurden ich und meine Kompanie. Ich darf nicht schlapp werden, sonst hat die Kompanie einen Soldaten weniger und ich marschiere nicht mehr mit in den Reihen meiner Kameraden, der großen Zukunft entgegen. Die Vergangenheit steht hinter mir und ihre Knochenhand weist mir den Weg, vorbei an ihrem Heldengrab.

Und der Marschtritt dröhnt: Hier marschiert der

Glaube an Deutschland, hier marschiert der Kämpfer und Beschützer des heiligen Deutschen Reiches germanischer Nation, der bis zum letzten und höchsten Einsatz bereit ist für seinen Glauben an sein Volk und für Adolf Hitler, unser Vorbild, den größten Träger soldatischer Haltung!

Drüben am Waldrand, unter dem Schatten einiger Birken, liegt ein Kriegerfriedhof aus dem Weltkrieg. Viele, viele Kreuze, ausgerichtet wie wir, wenn wir im Quartier zum Appell antreten. Unter den Kreuzen liegen unsere Kameraden und warten auf die Zukunft.

Und wir marschieren — —

Im Wehrmachtsbericht steht heute der Satz: „Dem wunderbaren Vormarsch der Gebirgstruppen ist es zu verdanken, daß auch die Lage der polnischen Südarmee unhaltbar geworden ist . . ."

Die Straße ist übersät mit polnischen Gewehren, Gasmasken, Brotbeuteln, Tornistern. Zu beiden Seiten polnische Massengräber. Unsere Stukas haben haargenau gezielt.

Weit vorne hört man Gefechtslärm.

Es wird dunkel und Leuchtkugeln ziehen zischend ihre Bahn. Wir marschieren nach Sambor.

Ein Melder kommt angekeucht. Er bringt den Zettel mit den Meldungen, die über die allgemeine

Die Maas wird überschritten

Kriegslage orientieren. Französische Truppen haben heute die deutsche Grenze bei Pirmasens überschritten. Die Meldung geht durch die Kolonne.

Uns regt das gar nicht auf. Wir wissen, der Westwall steht. Wir haben Hunger. Sambor ist noch weit.

*

Wie zerschlagen stehen wir auf dem Kasernenhof einer polnischen Truppenunterkunft in Sambor. Am Himmel glutiger Feuerschein: Der Bahnhof steht in Flammen.

Karl hat irgendwo in einer Ecke einen alten Sack gefunden. Er taucht ihn ins Wasser und kühlt „Mohammeds“ Satteldruck.

Wir sind so müde, daß wir sterben möchten. An uns klebt schweißig der Staub. Der Mund ist wie voll Sand. Mit jedem Wagen, jedem Rad, jedem Gespann, das uns überholte, haben wir Staub geschluckt. Haut, Zeug, Leder, Metall, alles ist von feinem mehligen Tau überzogen. Der Staub hat die Lieder erstickt, die Augen rot gebrannt und die Lippen gedörrt. Jetzt wirbelt er noch um die Feldküche, vor der wir stehend unsere Suppe schlürfen.

Auf der anderen Seite des Hofes stehen Panzerwagen. Sie sind auch grau geworden, haben Staub

gefressen, die Lager, die Ketten. Schwarze Panzermänner hantieren mit Öl und Putzlappen.

Fendt, Fred und ich durchsuchen mit ein paar anderen Kameraden die Kaserne. Außer wüstem Durcheinander, Flöhen, Wanzen und Läusen finden wir nichts. Kein Mensch will sich in diese Unterkunft legen. Uns graut. Wir schlafen lieber draußen auf dem Hof, obwohl es schon herbstlich kalt ist, wenn die Sonne nicht mehr scheint. Sepp hat aus einer Scheune Stroh hergeschleppt und die Regenschutzdecke darüber gebreitet. Wir legen uns hin und schlafen sofort. „Mohammed" spielt mit seinem Freßbeutel.

Fendt, der Unverwüstliche, schleicht sich noch an der Wache vorbei hinaus auf die Straße und kommt nach einer halben Stunde mit einer Tasche wieder.

„Mensch, wach auf! Pivo!"

Noch im Halbschlaf trinkt einer nach dem anderen aus den Bierflaschen. Fendt lacht, ihn freut es, wenn er uns bemuttern kann. Wir schlafen gleich wieder ein.

*

Um drei Uhr wird geweckt.

Durch Sambor geht es etwas langsamer vorwärts. Wir müssen warten, bis vorne die Lage geklärt ist. Dann ruckt die endlose Marschkolonne wieder an und

wie ein Heerwurm der Vorzeit schieben wir uns in das Land hinein.

Abseits der Straße liegt wieder ein kleiner Friedhof. Die Mauern sind niedrig, daß man leicht von der Straßenhöhe darüber hinwegsehen kann. Wie mit dem Lineal ausgerichtet stehen die Gräber. Die Kreuze darauf, verblichen, vom Regen und von der Sommerhitze dürr und hart gemacht, gleichen mahnenden Armen.

Fred zieht wieder seine Karte aus der Tasche und zeigt mir den Marschweg, den ich in mein Buch eintrage. Mein Büchlein ist mir geradezu unentbehrlich geworden, es hilft mir über diese oftmals zermürbende Zeitlosigkeit hinweg, die einen auf diesen Märschen ankommt.

„Daß zum Beispiel heute Freitag ist, wissen die wenigsten in unserer Kolonne," sage ich zu Fred. Er nickt und trottelt weiter hinter „Mohammed" her.

„Für die meisten ist jeder Tag der gleiche," entgegnet er.

Nur manchmal wacht einer aus seiner Trottelei auf und fragt mich, wo wir überhaupt sind.

Karl rechnet den Tag überhaupt nur mehr nach Rasten. Es interessiert ihn nicht, wenn Fred ihm sagt, daß in Siem vielleicht heute Quartier oder Biwak ist.

Er hat dafür ein ganz anderes Merkmal. Wenn abends die großen Marschstockungen eintreten, daß

man oft eine Viertelstunde im Straßengraben hockt und döst, dann sagt er naiv und berechtigt: „Jetzt gehen die ersten vorne ins Biwak! Unsere Kolonne, nach vorne gerechnet, ist etwa eine halbe Stunde lang. Also sind wir, wenn alles gut geht, in einer Stunde an Ort und Stelle!"

Über diese Stunde Marsch wacht er dann wie ein Kettenhund. Ist sie vorbei und sind wir nicht an Ort und Stelle, wie er sagt, dann wird er ganz still und kleinmütig. Auch die kameradschaftlich geteilte Zigarette hilft ihm nicht darüber hinweg.

Fred lacht dazu. Mir tut er immer leid, wenn er dann leise fragt: „Wie lange haben wir denn noch?"

Fred zückt dann wieder die Karte. Ich zünde ein Streichholz an.

„Dahin müssen wir noch!" Ich zeige mit dem verglimmenden Holz auf unseren wahrscheinlichen Biwakplatz, verschweige ihm aber, daß es noch weit mehr als eine Stunde Weg bis dahin ist.

Wenn dann langsam ein Auto vom Roten Kreuz entgegenkommt, brüllt Karl in den Führerstand: „Wißt ihr, wo unsere Spitze steht? Ist noch weit ins Quartier?"

Meist sind die Fahrer so müde, daß sie kaum antworten. Sie wissen ja auch nichts.

Ein Ziehbrunnen reckt seinen kahlen Arm in den Himmel. Daneben stehen ein paar Strohhütten. Das Land wird flacher, teilnahmsloser.

Viele Flüchtlinge kommen uns entgegen. Meist sind es Ukrainer, die der Einfachheit halber barfuß gehen, ihre wenigen Habseligkeiten tragen sie in einem Sack auf dem Rücken. Manche sind wieder begüterter und fahren. Auf dem Panjewägelchen liegt eine Schütte Stroh, was gleichzeitig Bett und Futter darstellt. Die Fahrenden kommen sich in dem Flüchtlingsstrom wie die Könige der Landstraße vor. Man muß Mitleid haben mit diesen abgerissenen Leuten.

„Mohammed" spitzt seine Langohren und schnaubt. Fred und ich holen schon die Tücher aus der Tasche. Wir wissen, was unser braver Muli meldet. Es stinkt wieder bestialisch, es kann einem fast den Magen umdrehen. Da liegen sie schon: Aufgedunsene Pferdekadaver. Die Körper sind von Fliegen übersät. Die Beine stehen starr zum Himmel. Aufgewühlte Erde und das Gras am Kopf. Ein Stück weiter im Feld steht eine zusammengeschossene Protze. Ein Pferd ist darangebunden. Es steht vollkommen teilnahmslos in dieser Leichenhitze und die Ohren hängen ihm herab.

„Armer Kerl!" sagt Fred und stolpert über den Acker zu dem Tier. Vielleicht will er ihm den Gnadenschuß geben. Traurig, stumpf blicken die Augen. Ein

Splitter hat ihm den Bauch aufgeschlitzt. Als Fred das Pferd losbindet, bricht es zusammen. Ein leises Wiehern. Der Kopf wühlt in Todesangst das dürre Gras. Fred schießt — —

Karl hat den Zügel von „Mohammed" über seinen Arm geschlungen und schimpft vor sich hin.

„Die Kruzifixpolacken, die verdammten! Soll'n doch steh'nbleiben und anfangen mit'm Raufen! Nur wegen dem feigen G'sindel rennen uns wir die Füß' wund!"

Wir haben alle eine Wut auf die Polen, weil sie sich nicht zum Kampf stellen. Daß sie aber jeden Tag dieselbe Strecke vor uns herrennen, atemlos und ohne Pause, das vergessen wir meist in unserem Zorn.

Hier muß die Vorhut schon auf Widerstand gestoßen sein: Da steht ein schönes Haus. Man erkennt es gleich am Zinkblechdach im Gegensatz zu den Strohdächern der Bauernhäuser. Ein paar schwere Wefergranaten haben unten im Erdgeschoß eingeschlagen. Der zweite Stock ist wie fortgeblasen. Nur der Kamin schaut kläglich und schwarz aus dem Trümmerhaufen. Fast mitleidig, wie ein schlechtgefaltetes Tischtuch liegt das Zinkdach darüber. Ein scharfer Brandgeruch schlägt aus den verkohlten Balken zu uns herüber.

Trotz seiner Müdigkeit ist Sepp hinter ein paar Gänsen her, die mit angesengtem Gefieder zwischen den

Überresten ihres Stalles umherwatscheln. Aber sie sind flinker als er, und der Stein, den er nachwirft, geht weit daneben. Wir lachen.

*

Das Lachen vergeht uns bald. Fred zupft immer an seinen spärlichen Barthaaren.

„Möchte nur wissen, wie meine Füß' ausschauen," meint er. Bei den Tag- und Nachtmärschen, wie wir sie jetzt herunterklopfen, pflegt man nur mehr gelegentlich seine Füße. Ich habe die meinigen schon eine Woche nicht mehr angesehen.

„Ich glaub, Fred, auf den Socken laufe ich auch nimmer," sagt Karl, „ich getrau mir die Schuh schon nimmer auszuziehen."

Ewig der Marsch und endlos ist die Straße.

Lange, lange marschieren wir hinter „Mohammed". Ich denke an die Kriegsbücher des Weltkrieges: Ettighoffer, Zöberlein, Ernst Jünger, Wehner, wie mögen sie alle heißen — — Was haben die Männer damals erlebt! Was werden wir noch erleben? Damals haben sich viele mit dem Problem des Krieges auseinandergesetzt und Seite um Seite ist darüber geschrieben worden. Für uns heute ist dieser Krieg kein Problem. Die Frage taucht überhaupt gar nicht auf.

Wir marschieren nur. Und wir wissen, warum wir marschieren, wenn es uns auch oft nicht direkt zum Bewußtsein kommt.

Grau sind Helm und Gesicht, grau vom Staub und von den schlaflosen Nächten.

„Haben wir eigentlich schon etwas geleistet in diesem Feldzug?" bricht Sepp das Schweigen, „mühelos und leicht klingt doch in der Heimat der Satz: Wir sind heute von da bis da marschiert!"

„Was wir hier tun, Kameraden," meint unser Leutnant, der die Kolonne immer auf- und abgeht und sich eine Zeitlang uns angeschlossen hat, „was wir hier leisten, verdient schon den Lorbeer, wenn ihn auch der Staub schnell deckt! Und daß wir auch mit der Waffe umgehen können, das werden wir noch mehr als einmal beweisen —"

„Der Soldat muß immer essen, immer schlafen, immer lieben und immer feuern können, sonst ist er unzufrieden. Er ist ein Immermensch," sagt Fred philosophisch und zieht sich einen Fetzen verbrannter Haut aus dem Gesicht.

Wir lachen und wissen eigentlich gar nicht warum.

Der Leutnant ist genau so dreckig und schweißig wie wir, aber wir sind stolz, daß unser Bart viel länger ist — —

„Ich möchte eigentlich gern mal eine Karte nach Hause schreiben," wünscht Fendt.

Hinten, beim Troßwagen hängt ein Briefkasten. Er ist schon vollgestopft mit Feldpostbriefen. Sie können aber nicht zurückbefördert werden. Warum, weiß ich nicht. Die Autos der Feldpost kommen nicht durch.

„Sicher machen sie sich zu Hause Sorgen." Fendt kramt umständlich in seinen Taschen. Er findet nicht das, was er sucht. Aber unser Leutnant hat ihn verstanden. Er stiftet jedem von uns eine polnische Zigarette.

„Rüsselputzer" hat Fred die schwarzen, unheimlich stinkenden Glimmstengel getauft. Aber geraucht werden sie und schmecken tun sie wie die feinsten Zigaretten zu Hause.

Wir kommen an den Fahrzeugen einer polnischen Feldbäckerei vorbei. Sepp, der alles gleich durchsuchen muß und lieber dann ein paar hundert Meter im Trab der Truppe nachläuft, stöbert in den am Boden liegenden Kisten und Kästen. Dann kommt er pustend mit einem großen, weißen Leinenfetzen an. Er wird sich wohl Fußlappen draus machen.

Wir marschieren lange schweigsam und haben einen gebeugten Gang, wie der Bauer hinter dem Pflug. Ich glaube, wir sind älter geworden. Ich bin in Gedanken weit, weit weg, in München. Wenn mir früher

einmal jemand gesagt hätte, ich würde einmal Tag um Tag die Strecke München—Ingolstadt zu Fuß laufen, mit 60 Pfund auf dem Rücken —

Den Mittwoch, 13. September 1939, vergißt von uns keiner mehr! Die Sonne brennt wie noch nie und die Staubwolke beißt in die rotumränderten Augen. Immer nur weiter — weiter — verfolgen — auf den Fersen bleiben. Wer es selbst mitmacht, weiß, was das bedeutet.

Sepp wundert sich über sich selbst: „Ich hab keinen Hunger mehr, der Staub —"

Da ist der Staub naß, voll Blut, krustig. Hier liegt auch abgerissenes Verbandzeug. Daneben tote polnische Infanteristen. Kopfschuß. Das Gesicht des einen ist bleich und blutig. Auch am Hals ist ein Einschußloch. Mit weiten, starren Augen schaut er in den Himmel.

„Gefallen für England," sagt Fred kurz und marschiert weiter. Fred hat recht. Wir denken alle dasselbe.

Dann fängt Sepp wieder an mit seiner Fragerei. Er möchte unbedingt an den Feind. Es will ihm nicht in den Kopf, daß jetzt nicht der bewaffnete Pole, sondern die unendliche Weite Galiziens und seine staubige, schotterige Straße unser Feind ist.

„So stille Leistungen werden schnell vergessen gegen die der vordersten Linie," spricht er dagegen. Und vielleicht hat er recht.

Jetzt kommt unser Leutnant wieder.

„Dös dürre Mannsbild wird überhaupt nit müd," raunt leise Fendt. Er bringt uns die neuesten Nachrichten. Man ist gleich wieder ganz wach und klar. Parallel zu uns sollen ein paar polnische Divisionen marschieren, die Przemysl verlassen haben.

„Wenn die wüßten, wie zahlenmäßg schwach wir sind, würden sie bei uns den Durchbruch wagen," meint der Leutnant. „Divisionen gegen unser Häuflein —"

Die Bergschuhe sind schwer wie Blei. Manchmal liegt der schmale Schattenstreifen einer Weide auf der Straße.

Wieder Panjewagen, die überquellen von Bettzeug, Möbeln, Stroh und Kartoffeln. Fußgänger schlucken unseren Staub in endloser Wallfahrt. Eine junge Frau, abgerissen und verkommen, trägt zwei Paar Schuhe an einer Kordel am Arm und geht barfuß.

Irgendwo weit vorne wird geschossen. Auch mit Artillerie. Und immer, wenn wir die Schüsse hören, fühlen wir keine Müdigkeit mehr. Wir sind gleich ganz anders. Fred erklärt das damit, daß das peinliche Gefühl soldatischer Vereinsamung, die Vorstellung, daß man auf der Bühne des Krieges vorerst nur als Statist steht, weil man noch nicht in vorderster Linie ist, sofort verfliegt, wenn man schießen hört. Er hat recht damit.

Rudki brennt! Schwarzer Qualm liegt über der Straße. Auf dem Marktplatz stehen in langen Reihen gefangene Polen. Sie sind müde, gejagt und gehetzt. Hunger schaut ihnen aus den Augen. Ans Essen zu denken, haben wir keine Zeit.

Man kann die Gewehrkolben im Straßengraben gar nicht mehr zählen, da, dort, Brotbeutel, Gasmasken —

Polnische schwere Geschütze stehen auf der Straße. Der Verschlußkeil fehlt. Sepp untersucht und stellt französisches Fabrikat fest. Die Straße will kein Ende nehmen. Kein Ende.

Ein Wegweiser: 30 Kilometer nach Lemberg.

„Morgen sind wir drin," schreit Fendt Lucki jubelnd. „Dann kommen s' uns nimmer aus, die Brüder —"

Melder jagen vorbei.

Unsere motorisierte Verfolgungsgruppe soll vor Lemberg stehen. Wir wissen es nicht, vielleicht ist das auch Latrinenparole. „Mohammed" läßt seinen Kopf tief hängen. Karl, der gute Kerl, macht das Maschinengewehr vom Sattel und schleppt es selber. Wir sind unsagbar müde und schlapp von der Hitze, aber es wird abgewechselt mit dem MG. Schließlich ist „Mohammed" unser bester Kamerad. Fred gibt ihm den letzten Brocken Kommißbrot und wischt mit seinem Taschentuch den Eiter von der Scheuerung.

Weit draußen vor Rudki steht noch ein kleines Häuschen. Vorne geht es nicht weiter. Wir hocken uns auf die Wiese und schauen auf das brennende Haus. Drüben schlagen die Flammen aus dem Dach, links mit hellem Schein, rechts düster rot und qualmig. Jetzt bricht das Dach zusammen und stürzt in das Innere. Funken stieben in den Himmel und eine lange Flamme wird herausgezogen, reißt ab, unten bleiben kleine Flämmchen, züngelnd, unruhig. Balken fallen funkensprühend herab. Die Glut wird düsterer — —

Mühsam stehen wir wieder auf, wie alte Männer. Die Knochen sind steif. Die ersten paar Schritt humpelt man, dann geht es wieder, immer besser, wie Automaten, wie Roboter.

Die Straße ist das reinste Arsenal für polnische Militärausrüstung.

„Mohammeds" Lederzeug knirscht bei jedem Schritt. Wie das Gerät ausschaut! Ich denke unwillkürlich an meine aktive Dienstzeit. Damals mußten wir jeden Tag dreimal alles „hauchdünn einfetten" —

Wir halten wieder. Was ist vorne nur los? Ganz von selbst falle ich in den Straßengraben. Fred liegt neben mir und seine Gasmaske drückt auf meinen Arm.

Ich wache auf. Meine Füße mit den Genagelten liegen hoch und hohl. Offenbar bin ich ganz in den

Graben gerutscht. Fendt hat mich am Ärmel und schüttelt.

„Los, Mensch, es geht weiter!"

Es ist schon dämmrig geworden. Die Knie tun mir weh. Aber auch die anderen schleifen ihre Schuhe nur mehr am Boden. Doch keiner fragt, wie lange das noch so weitergehen soll. Fred hat seine Wickelgamaschen in den Brotbeutel gesteckt.

„So läßt sich's leichter marschieren," meint er müde und stolpert.

Es fahren auffallend viele Lastwagen mit Jägern vor. Irgend etwas stimmt da nicht. Fendt meint, die Verfolgungsgruppe vorne bei Lemberg braucht Verstärkung. Das wird wohl richtig sein, denn sie haben Granatwerfer dabei und viel Munition.

„Jetzt sind wir Kanoniere bald allein," meint Fred, „wenn die Jäger alle vorgeworfen werden."

Mir fällt sofort der Satz unseres Leutnants ein. Links von uns marschieren ja, Feindnachrichten zufolge, ein paar polnische Divisionen auf Lemberg zu. Ich sage das zu Fred.

„Und wir sind nur ein paar hundert Gewehre stark," antwortet der „Hungerturm", „das kann ja heiter werden! Wenn die Polacken etwas spannen, brechen sie hier durch!"

„Nur die Tragtierführer mit ihren Muli haben die Jäger bei uns gelassen," wirft Sepp ein.

Wir schauen zurück. Endlos lang, unabsehbar ist die Kolonne Mann hinter Mann, Muli hinter Muli. Aber Staub wirbeln wir auf, als ob eine ganze Division angewalzt käme —

Das Marschtempo wird immer schneller.

Man schaut nach allen Seiten. Dieses „in der Luft hängen" sind wir noch nicht gewöhnt. Irgend etwas Ungewisses liegt in der schwülen Abendluft, wir spüren das mit geschärften Sinnen, mit denen wir fieberhaft in das Ungewisse unserer Lage zu tasten suchen.

„Was soll denn das bedeuten!" ruft einmal Fendt.

Wir marschieren die Straße nach Lemberg nicht mehr weiter! Nach links biegen wir ab! Die Straße, die geradeaus weiter nach Lemberg führt, ist leer. Und dunkel — —

„Warum nur?"

Fred sucht beim letzten Tageslicht in seiner Karte. Wir haben wieder einmal für einen Augenblick unsere Müdigkeit vergessen.

„Da vorne liegt Grodek," sagt er leise. „Wir laufen entweder dem parallel zu uns marschierenden Feind in die Arme oder wir versuchen, ihm den Weg zu verlegen!"

„Ist ja unmöglich," wirft Fendt ein, „mit unseren paar Gewehren und Geschützen können wir doch keine

Division aufhalten! Das nachfolgende Jägerbataillon ist noch stundenweit hinter uns!"

„Das kann recht werden!" meint Fred weiter und zeigt mit dem Finger auf die Karte. „Links der Feind und rechts, da hier neben Grodek, sind Seen. Wenn uns die Übermacht erwischt, ist das Wasser gerade recht zum Ersaufen!"

Immer schneller wird das Marschtempo. Vor uns liegt die Nacht. Und Grodek.

Dann halten wir wieder. Jeder flucht. Diese Pausen kosten mehr Kraft als das Weitermarschieren. Man fällt wie ein Klotz auf die Straße, schläft sofort ein und nach zehn Minuten muß man wieder aufstehen und weitermarschieren. Und jedesmal tun die Beine noch weher.

Die blutige Röte des Abends ist bald verblichen. Es ist ganz Dunkel geworden. Wieder stehen wir eine Viertelstunde fast auf der Straße und warten. Dieses bange Warten lähmt fürchterlich. Wir zittern vor Müdigkeit. Die Sinne ersterben schon kribbelnd kalt in dem lebendigen Körper.

„Über 400 Kilometer sind wir in diesen Tagen marschiert," sagt leise Fendt.

„Fast ohne Schlaf," werfe ich mit müder Stimme ein, „das soll uns einmal jemand nachmachen!"

„400 Kilometer sind eine lange, lange Strecke," sagt leise Fred.



Auf ihrer Flucht fahren die Franzosen die schweren Panzer über Brückengeländer in das Wasser

Dann stolpern wir langsam durch Grodek. Holperig ist das Pflaster. Es sind schon Truppen da. Kein Licht dringt aus den Fenstern der Häuser.

Es geht durch tauiges, nasses Gras, über kleine Gräben. „Mohammed" schnaubt und macht einen Sprung, daß die Munitionskästen auf seinem Rücken nur so wackeln.

Jeder von uns fühlt es: Hier ist etwas nicht geheuer!

„Wenn es nur nicht so finster wär!" brummt Karl. Im selben Augenblick reißt er sich auch schon ein Riesenloch in die Hose.

„Vorsicht, Stacheldraht!" ruft er nach hinten.

„Es darf kein Licht gemacht werden!" befiehlt der Zugführer.

Im Dunkel schlagen unsere Fahrer den Feldstall auf. Karl schnallt den Futtersack ab und gibt „Mohammed" zu fressen. Wir sind zu müde, um ans Essen zu denken.

Dann kommt Fendt. „Wir müssen mit dem Maschinengewehr noch weiter nach vorne, zur B-Stelle. Wir laufen den Fernsprechern nach. Wir dürfen jetzt nicht müde sein!"

Man reißt sich zusammen.

Es geht schon wieder.

Langsam graut der Tag, da sich unser kleines Häuflein außerhalb Grodeks am Bahndamm entlangschleicht. Das Gewehr ist anschlagbereit.

Dann graben wir uns ein. In Abständen Loch neben Loch. Karl und Fred schaufeln. Ich beobachte. Es wird getarnt. Wir bauen eine Verteidigungsstellung.

„Wir decken also den Rücken der Division," meint Fred und hantiert mit dem Spaten, „gegen Übermacht."

Neben uns arbeiten fieberhaft die Funker mit ihrem Apparat. Töt — töt — tötöt — Sie haben schon Verbindung. Mit wem?

Hier werden wir also die polnische Flut aufhalten. Hundert gegen einen! Hier werden wir also die Treue halten, bis zum Letzten. Die Treue ist das Größte am Soldaten —

Endlich am Feind und in vorderster Linie!

Oben am Hang flüstert geschäftig der Gefechtsstab. Ich starre mit dem Glas durch die Morgendämmerung und sehe, wie wenige hundert Meter vor uns Maschinengewehre in Stellung gebracht werden. Es ist eine verdammt dünne Schützenkette, denke ich mir. Drüben, an der Straße steht eine Panzerabwehrkanone.

„Wenn wenigstens einer noch eine Zigarette hätte!" schimpft Fred beim Schaufeln vor sich hin. Gerade kommt eine Schützenreihe der Jäger an uns vorbei.

„Geh her, Kamerad," ruft einer der Jäger und zieht ein paar Glimmstengel aus der Tasche.

„Mensch, Tempel!" Mit einem Satz bin ich drüben bei ihm und drück ihm die Hand, meinem alten lieben Bekannten. Daheim ist er der stellvertretende Oberbürgermeister von München. Hier marschiert er als Unteroffizier mit dem Gewehr im Anschlag. Ich wußte nicht, daß ich ihm das letzte Mal die Hand gedrückt habe, dem guten Kamerad —

„Renn' vor zum Bahnhof," sagt er leise zu mir, „zu dem Güterzug, da gibt's was zu erben."

„Später dann!"

Jetzt wird geschanzt und die Stellung ausgebaut. Es will gar nicht richtig Tag werden.

„'s wird heut wohl Regen geben," sagt Fred und schmeißt den dreckigen Spaten hinter sich.

Wir sind bereit.

In dem verlassenen Güterzug am Bahnhof haben wir allerhand gefunden. Am wichtigsten waren die schönen polnischen Zeltbahnen, die uns gute Dienste leisten in den Löchern. Und frische Socken haben wir auch.

Sepp, der Allerweltskerl, hat drin in der Stadt einen ganzen Wecken Weißbrot, Butter und Wurst ergattert. Wir hocken tief in der Erde auf unseren Rucksäcken und essen. Auch heißer Kaffee ist da. Kochkessel sind von der Tragtierstellung bis vor zu uns geschleppt worden.

Fendt liegt drüben im Funkerzelt. Es ist gerade Funkpause und die Nachrichtenleute bemühen sich, einen Nachrichtendienst deutscher Sender zu erwischen. Wir wissen ja gar nichts von der allgemeinen Lage.

„Jetzt ist es Schluß mit dem ewigen Marschieren," meine ich, „der Feind ist gestellt!"

„Gottseidank," unterbricht mich Fred, „ich glaube, daß wir heute noch zum Einsatz kommen!"

„Das letzte Loch verstopfen wir dem Polacken mit unseren Granaten," wirft kauend Sepp ein und verjagt die lästigen Mücken auf seinem Butterbrot.

Im letzten Sonnenlicht glitzern hinten am Waldrand die Grodeker Seen und ganz rechts liegt Rceczyczany. Fred zeichnet unsere Stellung in seine Karte. Wir spüren keine Müdigkeit mehr.

Auf dem Bahngeleise steht ein verlassener Güterwagen. Ein paar Kameraden schleppen Stroh vor und machen für die Nacht Quartier darin. Sie haben wenigstens ein festes Dach über dem Kopf. Der Abendhimmel bewölkt sich schnell und es sieht fast aus, als ob es bald regnen würde.

Fred steckt immer die Nase zum Himmel und zieht dann besorgt die Zeltbahnen straff, die wir über unser Loch gezogen haben. „Es wird bald regnen," meint er. Unserem Appetit macht das aber nichts aus.

Von ferne dumpfer Kanonendonner.

„Es muß Richtung Lemberg sein," konstatiert Karl.

„Was wohl da drüben vorgeht?" fragt Fred für uns alle — —

*

Sturmfahrt nach Lemberg! Motorisierte Verfolgungsgruppe! Was soll das heißen? Wir sind doch Gebirgsartilleristen! Jedem schweben Panzerwagen vor. Jeder sieht sich schon in einem Raupenungeheuer sitzen.

„Was tun wir dann mit unseren Tragtieren?" fragt zweifelnd Wastl, der fast zwei Meter lange Garmischer.

„Anhängen," meint trocken der Kamerad neben ihm, „einfach anhängen!"

Schon fahren leere Lastkraftwagen und Personenwagen vor. Halten. Das sieht also schon anders aus. Keine „Raupen" — —

Kampfgruppen steigen auf. Munition, Handgranaten werden verladen, die Bergmütze mit dem Stahlhelm vertauscht. Die Maschinengewehre sind bereit. — Los geht's!

Rechts auf der Straße die Marschierer, links die Fahrkolonne. Beide überdeckt von einer undurchdringlichen Staubwolke.

Vollgas — Vollgas — Vollgas!

In sausender Fahrt geht es vorbei an Feldstellungen, durch brennende Dörfer. Vorwärts hämmert das Herz und hämmert der Motor. Die Karabiner liegen schußbereit auf der niedergeklappten Windschutzscheibe oder auf den Knien.

Tag und Nacht geht die Fahrt mitten durch den Feind. Die Fahrer am Steuerrad leisten Unglaubliches. Das Kolonnenfahren bei dieser Geschwindigkeit erfordert eine Nervenkraft und Anspannung, die ungeheuer ist.

Vorne Infanteriefeuer! Mit Flakgeschütz wird erwidert. Hinten plötzlich Detonation!

Das Fahrzeug hinter uns, ein Protzenwagen mit Flakgeschütz geht in die Luft! Eine Handgranate aus dem letzten Haus der Ortschaft hat den Benzintank erwischt. Immer wieder explodiert ein Geschoß. Schon brennen die umliegenden Häuser. Die anderen Wagen können nicht mehr vorbei. Im Nu brennt der ganze Nordteil des Ortes.

Dort, wo es brennt, ist unser Quartier! Schon seit wir die Grenze überschritten haben, ist das unser Wahlspruch.

„Wir bleiben hier und rasten!" befiehlt der Oberst.

Kaum wird es wieder Tag, heulen die Motoren auf. Weiter geht's, in brausender Sturmfahrt. Voraus unser Oberst.

Weit vorgeprellt hängt die motorisierte Verfolgungsgruppe immer am Feind. Wir sind abgeschnitten. Plötzlich dröhnt der Himmel: Eigene Bomber auf dem Rückflug. Sie kommen sicher aus Lemberg!

In rasender Fahrt geht es durch Scaple. Die Wagen springen oft einen halben Meter hoch über die Schlaglöcher.

Was ist das?

Heulend rast ein Wagen an der Kolonne vorbei, hart an der linken Fahrbahn. Durch den beißenden Nebel von Staub. Wagen auf Wagen wird überholt. Ein Offizier im Beikrad hinterdrein.

Jetzt hat der Wagen die Spitze erreicht. Unser General!!

Er steigt in den vordersten Wagen, in dem unser Oberst mit seinem Adjutanten sitzt. Und weiter geht die wilde Fahrt, Dabrowka zu.

Zu beiden Seiten stehen Polen in den Äckern. Doch es fällt kein Schuß. Wie Lützows verwegene Jagd brausen wir mitten durch den Feind. Einige Polen heben den Arm und starren entgeistert der wirbelnden Wolke nach —

Noch schneller!

Der Wagen an der Spitze rast nach vorne. Der Offizier mit seiner Beiwagenmaschine hat Mühe, zu folgen. Man sieht fast nichts mehr vor Staub.

Wir auf den folgenden Wagen können das wahnsinnige Tempo nicht mehr mithalten. 80—90 zeigt der Tachometer.

Es geht auf eine Häusergruppe zu. Dabrowka —

Plötzlich Flankenfeuer! Aus den Häusern bellen die Schüsse! Die Wagenkolonne muß halten. Raus aus den Wagen und Stellung!

„Deckung!" brüllt einer.

Schon hämmert unser Maschinengewehr gegen die Ortschaft.

Wer hat gemerkt, daß der vorderste Wagen mit unseren Kommandeuren weiterfährt? Brüllend saust der Wagen durch das von Polen dicht besetzte Dorf. Von allen Seiten her krachen die Einschläge. Der Wagen rast weiter — —

Zum Nachdenken bleibt keine Zeit. Durch — nichts als durch! Ein paar hundert Meter nach den letzten Häusern zieht der Fahrer die Bremse. Raus aus dem Wagen und hinein in den Straßengraben! Der Offizier ist auch schon herunter von seiner Maschine und liegt im Graben.

Ein General, ein Oberst, zwei Oberleutnants, drei Kraftfahrer. Das ist die ganze Gefechtsstärke. Fünf Gewehre und hundert Schuß Munition. Jetzt nur die Nerven nicht verlieren! Die Polen schießen auch von hinten her, von allen Seiten.

Jedem gibt der General einzeln die Ziele an. Er selbst nimmt ein Gewehr. Schießt. Hinter den polnischen Stellungen. Abgeschnitten von den eigenen Leuten. Ruhig befiehlt der General. Die Munition wird knapp.

Von der Straße her geht der Angriff nicht mehr vorwärts. Das rasende Feindfeuer zwingt uns in Deckung.

Der General gibt einen Befehl. Da springt der Offizier wieder hoch, rennt wie ein Wiesel zu seiner Maschine, die gleich anspringt. Die Mütze hat er abgenommen. Mit Vollgas fährt er zurück, der Häusergruppe zu. Dem Feind entgegen. Eine halsbrecherische Fahrt auf Leben und Tod.

Er kommt durch!

Befehle!

Ein paar Mann springen hoch. Offiziere werden verständigt.

„In die Wagen!"

„Himmelherrgottsakrament! Unser General!"

Pfit — pfiiiit — Haarscharf pfeifen die Geschosse vorbei. Kein Mensch kümmert sich mehr darum. Nur schnell!

Mit hundert Stundenkilometer rast die Maschine wieder der Ortschaft zu. Wir auf den Fahrzeugen hinterdrein.

Balken liegen quer über der Straße.

Bremsen!

Schleudern!

Die Beiwagenmaschine überschlägt sich — eine unsichtbare Riesenfaust drückt uns an die Bordwand, so zieht der Fahrer sämtliche Bremsen.

Los! Rrrrausss! Handgranaten! Wo ist der Wagen!

Die Ortschaft wird gesäubert. Weiter — —

Wo ist unser General?

Draußen, vor der Ortschaft liegt er, bei seinen Leuten, Jägern und Gebirgsartilleristen, die neben ihm in Stellung gegangen sind, und schießt — und schießt.

Zehn Minuten später stehen 60 Gefangene auf der Straße. Der General steigt in den Wagen. Wir fahren weiter —

Schärfstes Vorgehen mitten durch die Feindtruppen. Vom Kraftrad, vom Wagen aus wird der erbitterte Widerstand blitzartig gebrochen. Jede Gegenwehr bricht zusammen vor dem Todesmut und der Tapferkeit bayrischer Gebirgssoldaten. Wir brauchen uns nicht zu schämen mit unserem Edelweiß am Ärmel.

Es ist, wie wenn wir alle einen Rausch hätten.

Riesige Trichter gähnen auf der Straße. Neben Toten und Verwundeten liegen Zwieback, Mehl, zerschossene Feldküchen, Kisten, Gewehre — —

Immer wieder pfeifen Kugeln um unsere Köpfe, hämmern Maschinengewehre aus Deckungen in die fliegende Staubwolke. Geduckt kauern wir hinter der Bordwand. Wenn nur alles gut geht!

Was? Nur noch fünf Kilometer nach Lemberg!?

Nicht zu glauben! Weiter — weiter!

Nur fahren, nichts als fahren, Vollgas!

Hurra!!

Es ist geschafft! Die westlichen Vororte Lembergs!

Nun wird es aber lebendig!

Aus Fenstern, Kellerlöchern knallt es! Die ersten Granaten heulen aus der Stadtmitte zu uns herüber. Eine schlägt in die neben uns stehende Batterie ein. Verluste —

Schon stürmen die Jäger die ersten Barrikaden. Wir stoßen auf erbitterten Widerstand. Die Hölle ist los!

Der Kampf um Lemberg ist entbrannt!

Wir wissen es jetzt schon: Mag es auch Opfer kosten, wir werden hier die Sieger sein! Lemberg muß dem Edelweiß gehören, und wenn seine Trümmer unsere Grabsteine werden!

Unheimlich ist das Pfeifen der Granaten. Sie kommen immer näher.

Noch 150 Meter!

Noch 100 Meter!

Da — schlägt eine Granate neben der MG-Bedienung ein. Der Luftdruck hebt sie hoch, wie durch ein Wunder bleiben die Jäger unverletzt.

Noch 50 Meter!

Ob uns die nächste erreicht?

Fiebernd jagen die Gedanken! Wir liegen auf die Erde gepreßt. Ich muß an die Blumen denken, die uns heute die Mädels zugeworfen haben — sie haben sich jetzt in Granaten verwandelt.

Da — man hört den Abschuß — jetzt!!

Es heult heran — huuiii —

Unheimlich ist es — das Warten — das Heulen — uns stockt der Atem, das Herz schlägt wild bis zum Hals — Vorbei —

Gott sei Dank! Weiter weg!

So geht es noch stundenlang. Dazwischen rasendes Gewehrfeuer. Weiße Leuchtkugeln steigen hoch. Und immer pfeifen die Granaten. Aber auch die erste Nacht vor Lemberg geht einmal zu Ende —

*

Fred schläft unruhig in unserem Schützenloch. Auch Karl wälzt sich die ganze Nacht hin und her und haut mir ein paarmal seine Bergschuhe gegen das Schienbein. Ich fluche —

Dann stehe ich um Mitternacht oben am Bahndamm und beobachte durchs Scherenfernrohr. Es ist die dritte Nacht in unseren Löchern.

Unten geht der Posten am Bahndamm seinen vorgeschriebenen Weg. Man sieht ihn kaum im Dunkel, und seine Schritte hört man nicht im Ackerboden. Nur manchmal blinkt sein Stahlhelm im Mondlicht. Dann steigen pfeifend Leuchtkugeln hoch — rote — weiße und grüne. Das tote Gelände ist in gespensterhaftes Licht getaucht.

Wir warten. Irgendwo muß der zahlenmäßig unerhört überlegene Feind ja durchbrechen. Ob es hier an dieser Stelle sein wird? Gestern hat er vorgefühlt, am Wäldchen vor uns. Unsere Granaten haben ihn schon begrüßt.

Da fahre ich hoch! Hinter uns rasendes Gewehrfeuer. Maschinengewehre! Am Ortsrand von Grodek! Da brennt ein Gehöft! Ist der Feind im Dunkel durchgebrochen?

Da liegen doch die Feuerstellungen unserer Batterien! Herrgott! Wenn das unseren Muli gilt und den paar Mann da hinten! Dann sei uns gnädig! Auf der anderen Straßenseite brennt lichterloh eine Fabrik.

Das Feuer verstummt wieder. Wir hocken alle in Deckung. An Schlaf ist nicht mehr zu denken. Drüben bei Hartfeld ist der Teufel los!

Über den holprigen Feldweg schaukelt unser Wagen. Wir fahren auf Erkundung. Es dämmert schon. Ein Spähtrupp der Jäger meldet Rodatycze frei vom Feind.

Also los!

Es ist schon dunkel. Abseits der Straße liegt ein Gehöft. Es wird wohl unser neues Quartier werden. Der Wagen bleibt auf dem Feldweg, wir gehen hinüber in das Haus. Im Hof sollen die Zelte aufgestellt werden, wenn die Truppe kommt. Der Lichtstrahl einer Taschenlampe leuchtet den Boden ab.

„Stoi!"

„Himmel! Feind!"

Für Sekundenbruchteile huscht der schmale Lichtstreif über den Hof. Zehn Meter vor unserem Oberleutnant stehen polnische Soldaten! Geduckt rennen wir zum Wagen zurück. Wir haben keine Ahnung, wie stark der Feind ist. Gegen Übermacht kann unser kleines Häuflein nichts ausrichten. Wir sind ja nur ein paar Mann.

Der Wagen bleibt stehen. Wir laufen fünfzig Meter zurück. Warten. Lauschen in die Finsternis, das Gewehr anschlagbereit.

Jetzt kommen die Polen an unseren Wagen. Man hört es deutlich. Es wird wohl ein feindlicher Spähtrupp sein —

Mit zwei Karabinern und Pistolen eröffnen wir das Feuer. Als Antwort schlägt uns rasendes Gewehrfeuer entgegen. Und Handgranaten!

„Verflucht! Das ist mehr als ein Spähtrupp!" raunt jemand neben mir im Dunkel.

„Wir müssen zurück, die Abteilung muß gewarnt werden, die läuft sonst dem Feind in die Arme!"

Hinter uns fliegt der Wagen durch Handgranaten in Trümmer.

Am Hartfelder Friedhof kommen uns Kanoniere entgegen, die uns schon suchen wollten. Wir gehen sofort wieder in Stellung. Es ist stockfinster.

Alles, was Beine hat, wird vorgezogen. Nur wenige Leute bleiben in der Feuerstellung.

Unser Oberleutnant weist ein.

Leuchtkugel! „Deckung!" Blitzschnell liegt alles im Straßengraben. Rasender Feuerüberfall aus dem Friedhof. Es zischt nur so um die Ohren. Bis an der Straße vorne liegen bereits die Polen. Lautlos sind sie herangekommen, im kurzen Licht blinken ihre Helme.

Mit wildem Geschrei greifen sie an!

Handgranaten fliegen durch die Finsternis. Irgendwo arbeitet auch ein feindlicher Granatwerfer. Er schießt nicht schlecht. Wenn man nur wenigstens etwas sehen könnte! Dick steht uns der Schweiß auf der Stirn. Diesmal geht es hart auf hart, das merkt jetzt jeder!

Den linken Flügel halten die Kanoniere der 8. Batterie bis zum letzten Schuß Munition. Dann müssen sie zurück — in die Feuerstellung. Jetzt an die Geschütze!

Nur gut, daß noch Munition da ist. Ruhig kommandieren die Geschützführer, wie auf dem Exerzierplatz. Dazwischen fauchen die Gewehrschüsse.

Entfernung zweihundert Meter!!

Das Mündungsfeuer blitzt auf. Die Rohre werden heiß. Aber wer kümmert sich schon darum! Vorne, rechts und hinter uns steht der Feind. Nur links ist es noch ruhig.

Wir schießen. Schußentfernung zweihundert Meter. Immer drauf! In die Einbruchsstelle schütten wir den Eisenhagel. Vorne kämpft man Mann gegen Mann, mit dem Gewehrkolben, mit dem Seitengewehr!

Jetzt flammt Hartfeld auf! Lichterloh brennen die Strohdächer. Gespensterhaft fällt der flackernde Feuerschein auf das Schlachtfeld.

„Allgemeine Richtung!" — Geschütze werden geschwenkt. Wir schießen nach drei Seiten. Kanoniere werfen sich zwischen die Geschütze, das Gewehr in der Hand.

Wir haben alle nur einen Gedanken: Unsere Geschütze dürfen nicht in Feindeshand fallen. Sie werden bis zum letzten Mann verteidigt. Bis zum letzten Mann.



Vernichtend schlägt der Stuka-Angriff auf die Weygand-Linie am Ufer des Oise-Aisne-Kanals

Nur schießen! Immer nur schießen! Vorne, am Hartfelder Friedhof liegt unser Kommandeur — tot.

Die Kanoniere, die weiter vorne liegen, holen sich ihre Munition beim Feind.

Aus dem Friedhof hämmert noch immer ein polnisches Maschinengewehr.

Dann wird das Feuer schwächer und verstummt.

Als es Tag wird, ist der Hartfelder Friedhof wieder fest in unserer Hand. Der Angriff ist abgeschlagen.

Am Nachmittag peitschen drei Salven vor den Gräbern unserer Gefallenen im Hartfelder Friedhof. Schlichte Holzkreuze mit dem Stahlhelm zeugen vom Heldentum der Front.

*

Milchiger Morgennebel verhängt das Gelände vor uns. Bratkowice ist kaum zu sehen.

Fred wischt den Flugrost von unserem MG-Lauf. Sepp tarnt mit ein paar Ästen unsere Stellung.

Was ist da — dort?! Angriff!!

Alles schreit! Jemand brüllt in den Fernsprecher. Es ist alles wie elektrisiert! Endlich! Der Feind greift an! Dort — durch das Morgengrauen — durch Burgthal — nein — von Bratkowice heraus kommen sie — in Massen — dort — über die Höhen — durch die Mulde — —

Kommando — Zahlen — Wir liegen schußbereit am Maschinengewehr. Das wird ein heißer Empfang.

„Da durch kommt ihr Schlawiner nit!" brummt Karl durch seine zusammengebissenen Zähne. Der Stahlhelm ist ihm nach hinten gerutscht und sitzt ihm im Genick. Er hält den Patronengurt und streicht mit der Hand liebevoll darüber.

Ich bringe das Glas nicht mehr von den Augen.

Über uns heult es auf! Herrgott! Ein Eisenhagel, wie ich ihn noch nie erlebt habe, trommelt auf den Gegner. Hinten müssen die Kanoniere in Hemdärmeln arbeiten, daß der Schweiß gerade nur so tropft. „Ein Schnellfeuer legen die hin, sauber!" meint Fred und schaut durch Kimme — Korn — —

„Jetzt hat ihr letztes Stündlein g'schlag'n," schreit Sepp und seine Augen glänzen vor Kampflust. „Schad, daß ich keinem der Brüder persönlich meine kaputten Füß' heimzahl'n kann!"

Da will eine Gruppe fliehen — sie rennen zurück — atemlos — doch schon wieder hat sie das rasende Feuer erfaßt — wirbelt sie hoch durch Rauch und Dreck — da rennen sie auseinander. Eine Mulde soll ihnen Schutz geben — aber schon heult es wieder auf — rrrummm — batsch — die Luft zittert — der Boden bäumt sich auf — sie laufen wie die Irren hin und her — werfen die Waffen weg — unbarmherzig krachen die

Einschläge — jagen die Splitter — zerfetzen Menschen, die taumeln und wanken!

Da gibt es kein Entrinnen mehr in dieser Hölle von Eisen und Blut.

Jetzt los, Fred!

Drüben arbeiten auch schon die Maschinengewehre der Jäger. Fred preßt den Schaft in die Schulter. Taktaktaktak —

Sinnlos geworden taumeln die letzten in das rasende Flankenfeuer unserer Maschinengewehre. Sie fallen reihenweise —

Menschenleiber zucken noch auf. Unerbittlich schreitet der Tod über das Feld und hält seine Ernte. Er, der Sieger aller Schlachten —

Dann wird es still. Wir lachen alle! So schlägt die Gebirgsartillerie ihren Feind!

*

„Bluatsauerei!" Fred flucht in seinen spärlichen blonden Bart. Er ist im Dunkeln der Länge nach auf die Nase gefallen, da wir zwei uns durch die Finsternis gegen Grodek zu tasten. Unsere Munition für das Maschinengewehr ist alle. Wir müssen zurück in die Feuerstellung und die anderen beiden Kisten holen. Im Trab rennen wir den Bahndamm entlang, vorbei

an dem Bahnwärterhäuschen. Dann klingt unser Tritt hart auf dem Pflaster der Straße.

„Da am Marktplatz muß doch irgendwo ein Brunnen stehen," sage ich leise.

„Hast auch so Durst?" fragt Fred. Wir haben uns an der Hand genommen, damit wir uns nicht verlieren in der Finsternis. Da steht der Brunnen. Es gibt Trinkwasser. Die dreckigen Hände ersetzen den Becher.

„Das tut gut," gurgelt Fred und läßt sich den kalten Strahl über den Kopf laufen. „Wenn es nur nicht so dunkel wäre!"

Dann packe ich Fred am Arm. „Still! Was ist da vorne?!" Angestrengt schauen wir über den dunklen Platz. Etwas Großes, Schwarzes — —

Die Pistole in der Hand laufen wir hinüber. Ein Lastwagen. Mitten auf dem Platz ruft jemand nach einem Kraftfahrer.

Ein leises Stöhnen —

„Aus dem Wagen," sagt Fred leise und schiebt mich nach vorne. Stroh liegt auf dem Wagen. Darauf gebettet Soldaten. Man kann sie nicht erkennen im Dunkel. Jammern — Stöhnen — schwer rasselt der Atem. Sie haben alle noch den Stahlhelm auf. Die Uniformen sind zerrissen und alles ist voll Blut. Notverband über aufgerissener Brust. Es müssen mindestens

zehn Männer sein. Schmerz und das zitternde Licht der Leuchtkugeln verzerren die Gesichter.

„Hartfeld," sagt Fred leise, seine Hand preßt meinen Arm.

Ein Sanitätsfeldwebel sucht nach seinem Fahrer, der wie vom Erdboden verschwunden ist.

„Vielleicht hat er sich in der Dunkelheit verlaufen," fürchte ich. Fred brüllt. Als Antwort zischen draußen vor der Stadt Leuchtkugeln hoch.

Der Feldwebel flucht und schimpft wie ein Rohrspatz.

Ich steige in den Wagen, den Kameraden muß doch geholfen werden, die verbluten ja sonst!

Ich bringe den Karren nicht von der Stelle. Der schwere Diesel will nicht, sosehr ich mich auch plage. Der Schweiß steht mir schon auf der Stirne. Fred sitzt daneben und gibt gute Ratschläge, die mich noch aufgeregter machen. Er versteht ja noch weniger als ich von der Fahrerei.

Da erhebt sich einer hinter mir aus dem Stroh. Blut rinnt über sein Gesicht. Mit leisem Aufstöhnen rutscht er aus dem Wagen. Er kann auch das Bein nicht bewegen. „Splitter," sagt er kurz. Fred ist schon bei ihm, greift ihm unter die Achsel. Mit schmerzverzerrtem Gesicht wird er von Fred in den Führersitz gehoben.

„Ich fahr die Kameraden, und wenn's das Leben kost't," sagt er leise.

Dann hören wir das Stöhnen nicht mehr. Der Diesel springt an. Ein paarmal heult der Motor auf, dann rollt der Wagen langsam über das Pflaster, und sein schmales, verdunkeltes Licht verschwindet hinter der Ecke.

Am Steuer sitzt ein schwerverwundeter Bergsoldat.

Wir laufen weiter. Unserer Feuerstellung zu. Vorsicht! — Ein Bach!

*

Die Ohren singen. Haarscharf fegt es über uns hinweg. Tschi-tssiu-tssiu-rrumm — metallen brechendes Aufschlagen von Granaten.

Tschäng!

Man möchte in die Erde hineinkriechen. In Lemberg schießen sie, was nur aus den Rohren herausgeht.

Wir kommen nicht mehr vorwärts. Wir sind ja viel zu schwach. Die paar Handvoll dreckiger, unausgeschlafener Männer —

Es muß jemand zurück! Verstärkung brauchen wir! Sonst wird's nichts mit dem Sturm auf die Stadt. —

Alle Truppen auf der Straße müssen Befehl bekommen, so schnell wie möglich an die Spitzengruppe aufzuschließen!

Ein Wagen mit fünf Mann rast zurück. Eine Lücke von mehr als hundert Kilometern klafft zwischen Spitzengruppe und den nachfolgenden Einheiten. Dazwischen liegen noch polnische Truppen, treibt sich noch allerlei Gesindel herum.

Der Wagen leistet, was er noch nie hat leisten müssen. Mit schußbereitem Karabiner hocken wir und starren links und rechts hinter die vorbeiflitzenden Alleebäume. Eine dicke Dreckkruste liegt auf unseren Gesichtern.

Hinein in ein Dorf. Die Bewohner stehen auf der Straße, starren uns finster entgegen. Weiber, Kinder, alte Juden. Wo stecken denn die nachfolgenden Truppen? Wir haben schon achtzig Kilometer hinter uns und noch keinen einzigen deutschen Soldaten gesehen.

Da — ein Schuß!

Unser Fahrer tritt in die Auspuffhupe. Ihr schauriges Geheul reißt den erschreckten Menschen die Hände aus den Hosentaschen und in die Höhe. Niemand denkt mehr an Widerstand.

Der Fahrer lacht! Wir besiegen die Polen schon mit der Hupe! Ein vortreffliches Mittel. —

Anscheinend wird vorne am Ortseingang noch gekämpft! Da liegen mächtige Rauchschwaden um die Häuser. Man kann nichts erkennen, wir wissen nicht,

was los ist. Der Fahrer tritt auf die Bremse und fährt langsamer.

Wieder Schüsse!

Das gilt uns, Kamerad!

Raus aus dem Wagen! In Deckung von zwei umgestürzten Wagen geht es im Laufschritt auf ein Haus zu. Hier wird herausgeschossen. Mit dem Kolben schlägt einer die Türe ein.

Schon stehen wir in einer finsteren Stube. Ein alter Jude kommt brüllend mit einem langen Messer auf mich los. Gerade reiße ich noch die Pistole heraus und drücke ab.

Ein paar schreiende Juden ziehen wir heraus, zwei Mädel von 16 Jahren halten noch Gewehre in der Hand. Die Hütte geht in Flammen auf. Das Gesetz des Krieges ist hart, aber gerecht. Und Mörder trifft die gerechte Strafe.

Dann wieder hinein in den Wagen. Unter dem wilden Geheul der Auspuffhupe geht es durch Qualm und Brand. Am Ortsausgang stehen unsere Jäger! Endlich! Sie liegen in Deckung und feuern gegen den nahen Waldrand. Sie kommen nicht mehr weiter. Viele Einschußlöcher hat unser Wagen. Bis jetzt ist ja noch alles gut gegangen.

Mit einem Satz springen wir in den Straßengraben. „Wo ist der Führer der Gruppe?" Unser Auftrag!

Während ein paar Gruppen den feindlichen Widerstand niederkämpfen, fahren schon leere Lastkraftwagen vor.

Jäger aufsteigen!

Müde schlafen wir dann in unserem Wagen ein, der im sicheren Schutz der Kolonne zu unserer Stellung nach Lemberg braust. Nur der Fahrer hält krampfhaft das Steuer. Ich sehe noch, wie Juden verzweifelt den wütenden Brand zu löschen versuchen.

*

„Vielleicht können wir hier noch irgend etwas zum Essen auftreiben," Fred schleppt zwei Munitionskisten über den schmalen, schwankenden Steg, „da muß doch irgendwo eine Bäckerei sein, ich hab sie doch gestern gesehen."

Ich klopfe im Dunkel an das Tor. Rührt sich etwas?

Ein langer bärtiger Jude öffnet. Mit abstoßender Freundlichkeit kommt er uns entgegen. Eine brennende Kerze hält er in der Hand. Er ist angezogen, lag also nicht im Bett. Und doch ist schon längst Mitternacht vorbei.

„Ich habe nichts, meine Herren; alles schon verkauft," meint er höhnisch und führt uns durch seinen

Laden, der allerdings vollkommen leer ist. Flackernd fällt der Kerzenschimmer auf einen verhangenen Verschlag. Fred zieht den Vorhang weg. Ich habe meine Pistole in der Hand. Weiß Gott, was da los ist! Strohsäcke liegen am Boden. Am Kleiderhaken polnische Uniformen. Eine Muschel ist voll von Zigarettenstummeln.

„Holla!" schreit plötzlich Fred und zieht ein paar Gewehre aus dem ersten Strohsack. „Noch mehr von der Sorte?"

Ich habe den Burschen schon am Kragen, der in wildem Kauderwelsch aufgeregt losplappert. Soviel ich verstehen kann, ist das die Unterkunft von drei polnischen Unteroffizieren, die hier ihre Uniform mit Zivil vertauscht haben. Wir suchen. „Schade, die Vögel scheinen ausgeflogen!" bedauert Fred und stöbert durch das ganze Haus.

Jetzt ist es mir kein Rätsel mehr, warum die Polen gerade bei Hartfeld an unserer am schwächsten besetzten Stelle den Durchbruch versuchten — —

„Das kann dir teuer zu stehen kommen, Salomon!" Ich lasse den schmierigen Burschen nicht mehr aus den Fingern. Er zittert feige und streckt die Hände in die Höhe. Die Kerze flackert auf dem Tisch.

„So! Mitkommen!"

„Wir müssen nochmal zurück, Fred, in die Feuer-

stellung! Den Gefangenen abliefern! Vorne können wir ihn nicht brauchen!"

„Los, nochmal zurück!"

Jammernd stolpert der Jude vor uns her. In der Feuerstellung macht man sich schon marschbereit. Im Trab rennen wir zwei wieder vor zum Bahndamm. Abmarschbefehl ist da. Der Feind will nach Norden ausweichen! Wir werden ihn noch fassen, zum Todesstoß!

*

Schüsse peitschen herüber. Drunten, in der Feuerstellung arbeiten die Kanoniere, sie laden, richten und feuern, hemdärmelig ohne Waffenrock, und finden trotz der Feuergeschwindigkeit noch Zeit, mit der Kreide Grüße auf die eisernen Liebesgaben für die Polen zu schreiben.

Leichter Rauch steigt von der Friedhofshöhe auf. „Da hinten muß die feindliche Feuerstellung sein!" schreit einer. Schon pfeift wieder so ein ekelhafter Koffer an — huuii — rätsch — Feuerkommando!

Beim zweiten Schuß fliegt drüben das Munitionslager in die Luft! Dann schweigt auch die Feindbatterie, für immer.

Es dämmert. Wir werden unsere B-Stelle einziehen. In der Dunkelheit kann man ja doch nichts sehen. In Deckung verlassen wir die Brücke.

Wumm! huuii-rätsch! Die erste polnische Granate schlägt krachend in die Brücke, kaum daß wir 70 Meter weg sind. Der Gegner hat uns erkannt. Aber zu spät!

Die Kanoniere in der Feuerstellung haben die Fahrzeuge zu einer Wagenburg zusammengestellt. Wir kommen uns fast vor wie die Soldaten Wallensteins. „Nur haben wir keine Marketenderinnen dabei," lacht einer.

Im Schutz der Wachen schlafen wir wie die Toten.

Aufstehen!

Es ist noch Nacht. Unsere Spitze rast schon an den ersten Häusern Lembergs vorbei. Tempo, Tempo. Die Polacken beherrschen von einer Barrikade aus die ganze Straße mit ihren Maschinengewehren. Auch ein ekelhaftes Flachbahngeschütz feuert. Tote, umgestürzte Fahrzeuge, Pferdekadaver liegen am Weg. Der Kinnriemen drückt. Man getraut sich kaum mehr zu atmen, der Verwesungsgeruch ist furchtbar. Hier liegt eine zusammengeschossene Straßenbahn.

Deckung!

Im Nu sind wir in den umliegenden Häusern verschwunden. Über unsere dreckigen Gesichter huscht ein Grinsen.

„Soso, die Herrschaften schlafen noch?!"

Verstört und blöde schauen uns Zivilisten an, die wir aus den Wohnungen herausholen. „Marsch zurück!"

Die Leute müssen weg, die verraten unsere ganzen Stellungen. Mancher Kamerad hat wegen dieser Hunde schon ins Gras beißen müssen.

Droben im Speicher richten Kameraden unsere Beobachtungsstelle und bauen das Scherenfernrohr ein.

„Wir sind ohne Infanterieschutz in vorderster Linie, also aufpassen!" meint unser Führer. Aber wir passen schon auf wie die Schießhunde. Hinter uns schleppen ein paar Mann ein Maschinengewehr und genügend Handgranaten. Das beruhigt.

Jede Viertelstunde rumpelt wieder ein Fernsprecher hinaus auf die Straße und rennt gebückt zurück. Dauernd wird unsere Leitung zerschossen. Oder schneiden Zivilisten den Draht durch? Wehe, wenn wir jemand erwischen. Granaten krepieren auf der Straße und die Splitter schlagen gegen Hauswände, daß unser luftiger Sitz nur so wackelt.

So vergeht Stunde um Stunde. Bei der Abenddämmerung schleichen wir wieder zurück in unsere Wagenburg.

Bereits beim ersten Tageslicht werden schon wieder Feuerkommandos errechnet droben auf unserem Speicher, am Stadtrand von Lemberg. Rastlos arbeiten hinten in der Feuerstellung die Kanoniere.

Huuuii — dann ein ohrenbetäubender Knall. Wir

brüllen wie Ochsen droben auf unserem Hochsitz: Ein Öllager geht in Flammen auf. Gut geschossen! Schwarzer Rauch qualmt himmelhoch, legt sich über die ganze Stadt. „Drüben am Bahnhof steht ein Granatwerferzug," meldet der Mann am Scherenfernrohr.

Ein paar Schüsse — dann liegen nur noch Trümmer dort drüben.

Mitten durch das peitschende Feuer der feindlichen Maschinengewehre rast unser Wagen mit den Eßkanistern.

„Antreten zum Mittagessen!" grinst einer droben am Speicher und lachend winkt unten der Fahrer mit dem Feldkessel. Ja, wer am Tag sechsmal diesen Höllenweg fährt, ist das Feindfeuer schon gewohnt. Wir steigen vorsichtig die schmale Treppe hinunter. Nur mehr ein Mann steht droben am Scherenfernrohr. Wir haben Hunger. Vorsicht! Huuiii — rätsch!

Taktaktaktak — taktak — Der Fahrer draußen liegt schon auf dem Bauch und kriecht ins Haus. „Raus! Die Polacken kommen!"

„Wo ist mein Gewehr?!"

„Los, Handgranaten!"

„Raus in den Garten!"

Ununterbrochen schießt ein feindliches Maschinengewehr. Wenn man nur herausbekäme, wo es versteckt liegt! Vom Feind ist nichts zu sehen. Mit Handgranaten

liegen wir bereit im Garten. Biegen oder Brechen, was anderes gibt es nicht, wenn jetzt der Pole angreift.

Einer kriecht langsam hinter das Haus.

Winkt — er steht auf — lacht. Ist der denn wahnsinnig geworden?

Wir springen hinüber und sehen, daß die Granate vorhin, die dicht neben der B-Stelle eingeschlagen hatte, ein polnisches Munitionslager in Brand geschossen hat. Infanteriemunition brennt, daher das Feuer.

Dann löffeln wir die Erbswurstsuppe.

„Deutsche Bomber!"

Mit dem Glas beobachten wir. In rasender Geschwindigkeit fegen die Maschinen über die Stadt. Bombe auf Bombe fällt. Eine feindliche Flakbatterie eröffnet wütendes Abwehrfeuer. Wir haben die Stellung der Batterie entdeckt. Mit ein paar wohlgezielten Treffern ist sie zum Schweigen gebracht.

Lemberg brennt an vielen Stellen. Flammen und Rauch verdecken langsam den Abendhimmel.

Wir rüsten wieder zum Aufbruch nach rückwärts, wie die Tage vorher. Aber es geht nicht. Wir müssen heute hier bleiben.

Die Maschinengewehre auf der Barrikade feuern pausenlos die Straße entlang. Wir dürfen uns nicht rühren.

Das ginge doch mit dem Teufel zu, wenn wir nicht mehr in die Feuerstellung kämen. Das erste Geschütz bekommt Feuerbefehl. Zwei — drei Schüsse — ein ohrenbetäubender Krach!

Wir atmen erleichtert auf. Dicht hinter unserem Wagen gähnt der rauchende Trichter des verfluchten polnischen Flachbahngeschützes.

Es ist dunkel geworden. Wir wagen es doch und schleichen in Abständen vorsichtig an den Hausmauern entlang nach rückwärts. Am Himmel spiegelt sich der Feuerschein der brennenden Stadt.

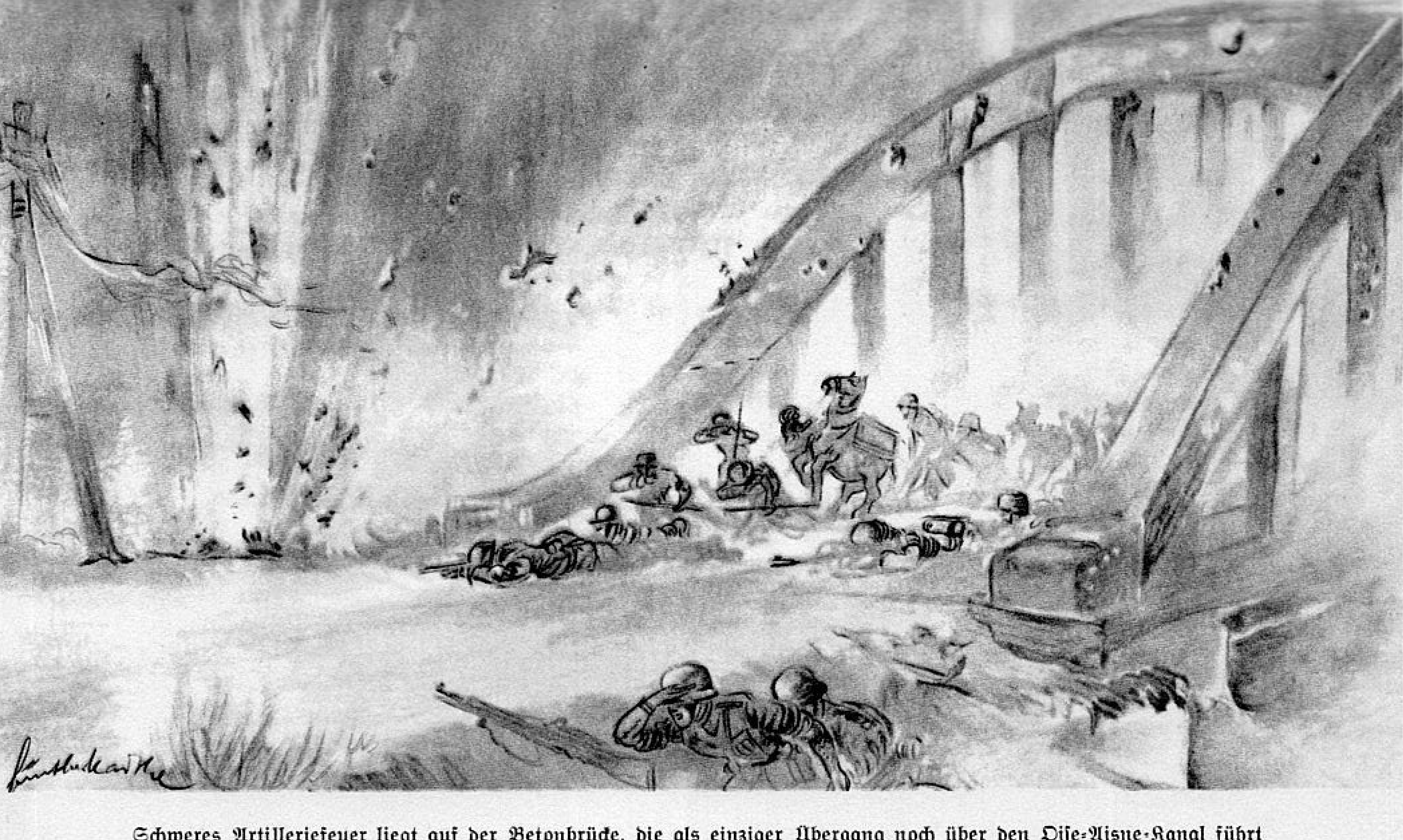
*

Eine Nacht des Wachens weicht dem jungen Tag. Fred und Karl, Sepp und ich sind Marschspitze, schleppen MG und Patronen. Jetzt kommen wir nach Halicanow — dann kommt Hartfeld. Vorbei an den Kampfstätten der letzten Tage. Es ist sehr heiß, obwohl es geregnet hat die ganze Nacht.

Manches frische Soldatengrab liegt am Wegrand — —

Weit vor uns marschieren Pioniere. Links, ganz weit am Horizont, wo der Wald wie ein dunkler Streifen liegt, fahren Fahrzeuge.

Als Flankenschutz zu beiden Seiten sind die Kanoniere



Schweres Artilleriefeuer liegt auf der Betonbrücke, die als einziger Übergang noch über den Oise-Aisne-Kanal führt

hinausgestaffelt, das Gewehr im Arm. Wir wissen, daß hier irgendwo der Gegner seinen letzten Verzweiflungsschritt tun wird. Er muß den Durchbruch versuchen. Der Ring um ihn zieht sich immer enger zusammen.

Im Straßengraben liegen tote Polen ohne Schuhzeug, ihre Uniformen sind voll Blut. Erschossene Pferde verbreiten fürchterlichen Gestank. Fred stiftet uns seine letzten polnischen Zigaretten. Auf der Straße stehen die Trümmer eines Lastwagens. Frauen stieren in die glühende Asche.

„Hunger hab' ich wie ein Wolf," sagt Sepp und schaut mich mit seinem dreckigen, schmierig-schweißigen Gesicht so treuherzig an, daß ich lachen muß. Karl hat im Vorbeilaufen eine Runkelrübe aus dem Acker gezogen und schneidet große Scheiben, die er dann verteilt.

„Das fressen bei uns daheim die Säu'," meint er, „und wenn die fett dabei werden, werden wir's auch."

Aber man bekommt wahnsinnigen Durst auf diese Rohkost.

„Deckung!"

Man hört die Schüsse schon herüberpfeifen! Feindliche Artillerie!

Fred hat sich neben mich in den Dreck geworfen. „Die Fahrzeuge da drüben am Waldrand waren also

doch polnische Protzen," masselt er und steckt den Kopf in die Ackerfurche — rrätsch!

Hoch spritzt der Dreck neben unserem Gefechtswagen, daß der Fahrer nur mehr mit aller Kraft die Pferde halten kann. Im Nu ist die Abteilung weit auseinandergezogen in der Mulde.

Die Sonne brennt wie immer.

„Hitlerwetter!" sagt Fendt und wischt sich Schweiß und Dreck aus dem Gesicht.

Vorne sind sie auf Feind gestoßen! Die Berittenen galoppieren schon über den Acker voraus.

Fred gibt mir das Maschinengewehr. „Warum, Alter?" „Moment mal, Freund, ich muß schnell in die Maisstauden."

Lachend verschwindet er im wogenden Feld.

Im Laufschritt renne ich mit dem Maschinengewehr nach vorne. Es geht leicht bergauf und ich komme fast ganz außer Atem oben an. Da steht auch schon unser B-Offizier und winkt. Hier ist also unsere Beobachtungsstelle. Wir schmeißen uns ins Gras und Karl legt den Patronengurt ins Schloß.

Vor uns liegt Lesniovice. Vor jedem Gehöft ein riesiger Getreideschober. Pioniere liegen am Straßenrand und warten. Sie haben auch so dreckige, magere Gesichter wie wir.

„Schiaßt's dös Nest z'amm!" schreien sie zu uns

herüber. Sie wollen dann die Ortschaft stürmen und brauchen unsere Artillerievorbereitung. Ein Stoßtrupp kommt die Straße herauf und bringt Gefangene mit. Wir liegen hart am Feind, der sich am Ortsrand verschanzt hat und schießt.

Unsere Granaten fetzen in den feindlichen Artilleriezug, der sich am Ortsausgang anscheinend häuslich niedergelassen hat.

Der Feind will im Nordosten durchbrechen!

Unser Chef schreit die Feuerkommandos selbst in den Fernsprecher. Was die Rohre hergeben! Halten das unsere Geschütze überhaupt aus?!

Ein Eisenhagel trommelt auf den Feind. Fred ist inzwischen nachgekommen und geht wieder ans Maschinengewehr. Ich beobachte. „Noch nicht schießen, Fred!"

An der Straße laufen jetzt die Pioniere gebückt gegen die Ortschaft vor. Sie sind schon am Ortsrand. Feuer vorverlegen!

Während unten in Lesniovice die Pioniere in schneidigem Angriff den Rest der Polen gefangennehmen, packen wir wieder unser Gerät und rücken nach.

Fünfzig Meter hinter uns brechen plötzlich polnische Kavalleristen durch das Unterholz, in dem wir gerade gelegen haben.

Mit einem Satz liegt Fred neben dem Maschinen-

gewehr, das ich auf den Boden geworfen habe. Schon — taktaktak — taktak — Droben am Acker spritzt der Dreck hoch. „Höher halten, Fred! Höher!“

Sie wollen durchbrechen. Sie reiten einen Ritt auf Leben und Tod. Am Hals ihrer Pferde hängen sie. Verwegen sehen sie aus, die Kerle. Im Karacho fegen sie über den Hügel. „Höher, Fred!“ Da purzelt der erste vom Gaul, der zweite — Rasend peitscht das Maschinengewehr — droben kugeln Pferde durcheinander.

Dann sind sie verschwunden. Gut die Hälfte haben wir noch erwischt.

Polnische Soldaten liegen auf der Wiese hinter dem Dorf, Tote und ein paar Schwerverwundete. Unser Stabsarzt kniet bei ihnen, vielleicht kann man den armen Teufeln noch helfen.

In der Mitte der Wiese steht ein hölzernes Kirchlein. Daneben ein Glockenturm. Karl bindet den schwitzenden und dampfenden „Mohammed“ an den Bretterzaun, der die Kirche umschließt. Fred, Fendt und ich betrachten den charakteristischen Glockenturm.

„Den schauen wir uns mal von innen an,“ bestimmt Fendt. Mit einem Fußtritt fliegt die morsche Tür auf. Fendt geht als erster. „Zurück!“ brüllt er plötzlich.

Mit einem Sprung sind wir wieder heraußen. Fendt reißt seine Pistolentasche auf. Wir wissen gar

nicht, was los ist. Und doch rumpeln wir ihm nach, der jetzt mit vorgehaltener Pistole wieder den Turm betritt.

„Runterkommen, Schlawiner," brüllt er den Glockenstrang hinauf. Jetzt sehen wir erst: Da droben sitzen auf den Balken vier polnische Soldaten. Zitternd und schlotternd vor Angst treten sie aus dem Turm. Sie haben alle vier Rote-Kreuz-Armbinden am Ärmel und unheimliche Angst vor uns. Fred durchsucht sie nach Waffen und zieht komisch die Nase hoch — —

„Mensch, schau dir mal bloß diese Drecksäu' an," sagt er zu mir und zeigt mir die von Läusen und Wanzen schwarzen Wäschestücke.

Sie dürfen jetzt die Hände herunternehmen. Einer klopft verzweifelt an seinen Bauch.

„Ich hab' auch Hunger, Polack," sagt Fendt zu ihm. Uns fällt es jetzt erst ein, daß wir den ganzen Tag noch nichts gegessen haben. Es ist nicht einmal Brot da.

„Ich glaub, unseren Zahlmeister haben die Polen samt dem Verpflegstroß gekapert, irgendwo da hinten. Da wimmelt es ja noch von Feinden," wirft Karl ein. Vielleicht hat er recht.

Die ganze Abteilung steht jetzt in der Mulde hinter Lesniovice. Die lange graue Schlange will gar kein Ende nehmen. Es sind mehrere Artillerieabteilungen. Die Pioniere sind schon wieder voraus und stoßen

vorne bei Moloskowice auf erbitterten Widerstand. Wir kommen nicht mehr weiter und werden wohl die Nacht hier zubringen müssen.

Ich gehe um die Kirche. Da liegt auch der motorisierte Regimentsstab unserer Jäger.

„Servus, Rumba!“ Der Regimentsspieß liegt müde in einem Beiwagen. „Hast du auch kein Brot mehr, wir haben Kohldampf!“

„Nichts mehr, du, wir haben sogar die ‚Eiserne‘ längst vertilgt. Wie geht's denn?“ Dicke dreckige Ränder hat Rumba um die Augen. Wir unterhalten uns noch über die Lage.

Die ist ja alles andere als rosig: Der Feind hat unseren Nachschubweg wieder fest in seiner Hand. Wir sind richtig eingekesselt in der Mulde. Zweitausend Meter ist sie lang und vielleicht tausend Meter breit. Und darin stehen zwischen unseren schwachen Schützenlinien 1600 Tragtiere und Pferde, dazu noch 2000 Gefangene. „Wenn der Feind konzentrisch angreift, können wir's Testament machen,“ stellt Rumba fest.

Ich gehe hungrig zu meinem Trupp zurück.

„Du, Fred, jetzt sind wir so weit, daß die Polacken, die wir umkreisten und verfolgten, uns selbst umzingelt haben.“

„Mir gleich,“ antwortet Fred, der gerade ein Bündel Stroh aus einer Scheune schleppt und uns ein

Nachtlager neben dem Zaun an der Kirche zurechtmacht. „Wir schaukeln die Geschicht' schon wieder! Alles nur mit der Ruhe!"

Karl hat „Mohammed" abgesattelt. Mit einem Strohwisch reibt er den nassen Rücken liebevoll trocken. „Mohammeds" lange Zunge fährt rauh über seine dreckstarrende Hand.

„Alles herkommen!" Karl ist fertig und ruft uns. Aus seiner Tasche zieht er zwei polnische „Rüsselputzer". Sie werden verteilt. Jeder eine halbe Zigarette. Fred fällt ihm vor Freude um den Hals. Das sieht so komisch aus, daß wir alle lachen, schließlich ist ja der „Hungerturm" um einiges größer. Gierig rauchen wir das schauderhafte Kraut. „Das hilft für den Kohldampf," sagt Karl und pafft drauflos.

Vorne knattern die Gewehre heftiger. Von der anderen Seite der Kirche schreit jemand: „Die Polen machen Gegenangriff!"

Irgendwo feuert eine unserer Batterien und bringt den Angriff zum Stehen. Die Polen müssen in den Dreck. Maschinengewehrfeuer packt Nest um Nest. Dann gehen sie wieder in ihre Ausgangsstellung zurück.

Jetzt wird es auch auf unserer Seite lebendig. Immer klarer wissen wir, daß wir von allen Seiten von zahlenmäßig weit überlegenem Feind umgeben sind. „Man weiß ja überhaupt nicht mehr, wo die

Front ist," stellt Fendt fest, „vorne, hinten, rechts oder links —"

Von allen Seiten hört man jetzt Schießereien. Sogar von unserer Anmarschstraße her!

Da — direkt am Hang über uns rasendes Maschinengewehrfeuer. Man duckt sich unwillkürlich und blitzschnell. Polen im Rücken!

Mit fiebernden Fingern reißt Fred die Riemen am Sattel auf, macht unser MG frei.

„Wenn die ihre Garben in unsere Tragtiere reinhalten, gnad' uns der Herrgott!" schreit Fendt, „entweder werden wir erschossen oder von den Muli zertreten!"

Alles rennt!

Deckung!

Da rennen schon welche durch das feindliche Feuer, suchen es zu unterlaufen. Karl hat seinen Karabiner gepackt. Ein Blick zu mir, zu Fred — Wir haben uns verstanden. Wir wissen alle, um was es sich jetzt dreht. Wehe, wenn die unsere Muli erwischen!

Karl ist schon weit voraus. Ich sehe noch, wie er im Laufen das Gewehr durchlädt. Ich habe das Maschinengewehr und renne los. Keuchend hinter mir Fred mit den Kisten, dann Sepp. Weiter rechts rennt Fendt mit ein paar Mann den Hügel hinauf. Der Feind muß zum Schweigen gebracht werden! Weit

droben laufen schon die Unseren, Jäger, Pioniere, Artilleristen. Karl mitten unter ihnen.

Mir vergeht fast der Atem. Weiter — weiter — keuchend stolpern wir über holprigen Acker. Wir können nicht in Stellung gehen. Wenn wir schießen, würden wir die Kameraden dort oben gefährden. „Laufschritt — Laufschritt — wir müssen rechts vorbei, dann kriegen wir die Brüder in der Flanke," schnauft Fred hinter mir.

Wir rennen, rennen — tssiuu — sssiu. — Aus dem Wäldchen wird geschossen. Im Laufen sehe ich noch, wie dort drüben am Hang ein polnisches Pferd grast. Es stört den Gaul nicht, daß dreißig Meter neben ihm Werfergranaten einschlagen, daß der Dreck nur so spritzt.

Da!

„Stellung!" brülle ich und liege schon der Länge nach in der Furche. Fred klemmt den Gurt ins MG. Rattaktaktak — tak — „Ziel erkannt, mein Freund!" lacht Fred grimmig. Ein paar Sekunden später schießt der Himmelhund mit seinem Maschinengewehr da drüben nicht mehr. Mit verdrehten Augen liegen zwei Polen an ihrem Gewehr. Ein dritter scheint nur verwundet. Weiter — Fred schaut nochmal um. Sepp ist hinten geblieben. Er will das polnische Maschinengewehr mitnehmen.

Wir verschnaufen. Plötzlich reißt Fred seine Pistole raus. „Dreckhammel, verfluchter!“ Mit einem Satz springt der „Hungerturm“ die drei Meter zum Hang hinauf und dem verwundeten Polen ins Kreuz, der gerade am Boden liegend die Pistole gegen den ahnungslosen Sepp zieht. Fred gibt ihm eine Maulschelle, die nicht von schlechten Eltern war und die ihn für einen Augenblick wohl seine Verwundung vergessen läßt. „Das könnt ihr, feige Bande, feige! Ich werd euch schon was am Zeug flicken!“ Wie ein Wilder tobt Fred da droben auf dem Hügel.

Wir haben darüber ganz überhört, daß das Feuer längst verstummt ist.

„Hallo!“

Von unten winkt jemand herauf zu uns. Sepp schultert das eroberte MG, Fred packt den Polack am Kragen und ich stapfe müde und erschlagen mit meinem Maschinengewehr hinterdrein. Zurück.

Drunten, neben dem zweiten Haus, tragen vier Mann etwas — — Wir sind mit uns selbst so beschäftigt, daß wir kaum hinschauen. Da steht Fendt. Man sieht trotz des Drecks, daß er leichenblaß ist. Er deutet auf die vier dort vorne, spricht kein Wort.

Fred schaut zu mir, Sepp schaut zu mir. Wir können uns gar nicht denken, was das heißen soll. Dann

setzt Fred einen Verwundeten auf den Boden. „Paß auf!“ ruft er einem Kanonier zu.

Wir traben hinüber, wo die vier stehen. Jetzt sind es schon mehr geworden — —

Vorsichtig legen sie etwas auf den Boden.

Es ist unser Kamerad —

„Karl!“ Ich glaube, wir drei, Fred, Sepp und ich, haben zu gleicher Zeit den Namen geschrien.

Er lebt noch — nein — jetzt ist er tot —

„Mohammed“ schaut mit traurigen Augen um, als ob er wüßte, was er verloren hat.

Wir stehen stumm und bringen kein Wort heraus. Die Zunge ist eingetrocknet, Fred würgt.

Du, Kamerad, sag, weißt du es noch? Weißt du es noch, wie wir damals, Seite an Seite, das Ehrenkleid der Nation getragen haben, zwei Jahre lang?

Du, Kamerad, weißt du es noch — damals, als wir uns wiedersahen? Als wir die Ostmark heimholten und die Brüder aus dem Sudetengau? Wie immer waren wir vorne dran!

Auch damals marschierten wir Seite an Seite, als gute Kameraden. So war es doch auch diesmal, Kamerad! Seite an Seite sind wir marschiert. Wie viele Kilometer waren es denn — durch Feindesland! Und immer warst du der liebevolle Betreuer unseres braven alten „Mohammed“.

Du, Kamerad, es tut uns weh, daß du nicht mehr mit uns marschieren kannst, Seite an Seite, wie die Tage und Wochen damals und jetzt. Aber mächtiger noch als unser Schmerz ist unser Stolz!

Du, Kamerad, wir sind stolz auf dich!

Du hast mit uns allen geopfert, hast dasselbe getan wie wir die Tage her und hast jetzt das größte Opfer gebracht, das ein Soldat bringen kann. Du hast dein Leben geopfert für deine Kameraden. Heute du — morgen wir —

Neben uns werden polnische Gefangene vorbeigeführt. Die rauhen, verwilderten Menschen ziehen ihre Mützen.

Hinter uns klirren Spaten.

Weit vorne Kanonendonner.

Wir halten uns alle bei den Händen und schauen auf das gelbe, bärtige Gesicht unseres Karl.

Man denkt unwillkürlich an daheim, ich weiß selbst nicht warum. Während wir stumm stehen, arbeiten fieberhaft die Gedanken. Man kann es nicht einmal gleich den Angehörigen mitteilen, die Feldpost kommt ja nicht durch —

Fred hält die untere Hälfte von Karls Erkennungsmarke in der Hand. Er schaut aus, als ob er in einer Stunde um fünf Jahre älter geworden wäre. Eigentlich können wir es ja jetzt noch gar nicht glauben, daß

unser Freund nicht mehr lebt. Mit der wirklichen Erkenntnis aber, mit dem langsamen Dämmern, ja, er ist wirklich tot, tot, tot — kommt die Wut hoch, die Wut, die das Blut kochen läßt, daß das Herz hämmert bis zum Hals, auf die Polen —

Fred streckt und ballt seine Fäuste und rasselnd geht sein Atem. Immer schaut er auf das Gesicht des Toten. Dann legt er plötzlich die Hand an den Helm, macht kehrt und verschwindet. Sepp geht mit ihm.

Kameraden betten unseren Karl zur letzten Ruhe. Dann kommt Fred. In der Hand trägt er ein schlichtes, gerade fertiggestelltes Holzkreuz. Stumm und ohne sich um die anderen zu kümmern, steckt er es auf den frischen Grabhügel, mit vorsichtigen Fingern hängt er Karls Stahlhelm an das Kreuz. Dann verschwindet er wieder, erst nach einer halben Stunde setzt er sich, ohne etwas zu sagen, zu uns.

Wir haben eine furchtbare Wut auf die Polen. Da werden wieder ein Dutzend Gefangene vorbeigeführt. ᛋᛋ-Männer sind hinter ihnen her, sie tragen den Tarnüberzug über dem Stahlhelm. „Die sehen ja auch gut aus," meint Fendt müde, „die müssen auch allerhand mitgemacht haben."

Einer der ᛋᛋ-Männer, ein Riese von Gestalt, kommt auf uns zu. Aha, er will Feuer haben für seinen Zigarettenstummel. Kannste haben, Kamerad!

Dann erzählt uns der Lange von seinen Erlebnissen. Heute früh haben sie ihre gefallenen Kameraden gefunden, tief im Wald, mit abgeschnittenen Ohren und ausgestochenen Augen. – „Man sollte sie über den Haufen schießen, wie sie dasteh'n," meint der Soldat und beißt auf seine Zähne, deutet auf den Haufen der Gefangenen. Ich kann ihn ja schon verstehen und Fred nickt mit dem Kopf.

„Wir Deutsche vergessen immer zu schnell!" sagt leise Sepp.

„Täusch' dich nicht, Sepp," wirft Fendt ein, „der Führer ist selbst Frontsoldat, der vergißt nit!"

„Und solche Gemeinheiten schon zweimal nit!"

Bei der Durchsuchung der Gefangenen finden wir Dum-Dum-Geschosse. Ein wilder Haufen steht da vorne in der Mulde. Ganz junge Bürschchen sind dabei, denen der Militärmantel bis zur großen Zehe reicht. Sie weinen wie die kleinen Kinder, obwohl ihnen kein Mensch etwas will. Sie hungern alle. Sie haben auch seit Tagen nichts mehr bekommen und müde sind sie, wie wir.

Wir haben auch nichts, was wir ihnen geben könnten.

Fendt spricht einen polnischen Offizier an. Er mag vielleicht 25 Jahre alt sein. Der schaut in die Luft, als ob Fendt gar nicht da wäre, bis dieser einen Kasernen-

hofton aufdreht, daß man ihn kilometerweit hört. Dann zuckt der andere zusammen und gibt Antwort.

Es dämmert schon, als die Jäger rings um den Gefangenenhaufen einen Drahtzaun ziehen. Wo sie das Material dazu auf einmal herhaben, ist uns ein Rätsel. Aber es ist gut, wenn die Gefangenen leicht beaufsichtigt werden können.

„Wenn das Kerle wären," bedenkt Fendt, „dann würden die Brüder heute nacht mit den Polacken rings um uns gemeinsame Sache machen."

„Die sind ja seelisch vollkommen fertig," wirft Fred ein, „denen sind solche Späße längst vergangen —"

Wir liegen auf dem Strohballen und schauen wachen Auges in den immer dunkler werdenden Himmel.

„Ob jetzt wohl unser Karl da irgendwo herunterschaut auf uns?" träumt leise Fred vor sich hin. Er sagt nur das, was wir uns alle denken. Jeder ist im Geist bei unserem Kameraden, obwohl wir alle es aus unerklärlichen Gründen möglichst vermeiden, davon zu sprechen.

Pioniere und Jäger rücken in ihre Stellung. Sie sind in der Nacht igelförmig um die ganze Mulde verteilt. Von allen Seiten her fühlt der Feind vor. Es wird Arbeit geben!

Fendt teilt den Trupp neu ein. Jetzt kümmert sich Sepp um unseren „Mohammed". Einen Ersatzmann für Karl brauchen wir vorerst nicht.

Unser Spieß ruft im Vorbeigehen Fred etwas zu. Was? Wer ist gefangen?

„Unsere beiden Kradmelder haben die Polen geschnappt," antwortet Fred auf meine Frage. „Auf dem Sozius saßen unsere Gefechtsschreiber, die hat's auch erwischt!"

„So, die Gefechtsschreiber auch?!" unterbreche ich ihn. „Ist der M... Seppel mit dabei? Ja?"

Trotz unserer Stimmung muß ich doch lachen. „Wenn ich mir den M... Sepp bei den Polen vorstelle —— der bleibt denen nit lang, der brennt durch!"

Die Meldungen, die beim Stab an der Kirche zusammenlaufen, sind alles andere als rosig. Der Feind kommt immer näher heran, die Straße, auf der wir herkamen, ist wieder vollkommen in seiner Hand, unsere Verbindung nach rückwärts wie abgeschnitten. Irgend jemand befiehlt, daß Sperrfeuer vorbereitet werden soll.

Fred steht auf einmal auf und schnallt von „Mohammeds" Sattel die Regenschutzdecke. „Es wird bald anfangen!" sagt er leise und breitet die lange, dicke Decke über uns vier. Schon fallen auch die ersten großen Tropfen. Wir sind so müde, daß es uns nichts mehr ausmacht, wie langsam das Wasser von unten durch



Mitten hinein in die fliehenden Munitionskolonnen krachen die Stukabomben

das Stroh dringt — — Es kübelt, was vom Himmel herunterkann. Wir liegen im Freien und dösen. Die Jäger haben den Gefangenenhaufen, soweit es ging, in die Kirche gesteckt. Die gute Hälfte aber findet keinen Platz mehr darin, steht im Freien und friert.

Keiner von uns kann richtig schlafen. Fünf, zehn Minuten höchstens, dann wird man wieder wach und wälzt sich auf die andere Seite. Alles ist naß und kalt. Wir haben auch noch unsere Zeltbahnen über die Köpfe gezogen.

Wir dösen und träumen. Jeder denkt an unseren Kameraden Karl da drüben, unter dem frischen, nassen Erdhügel — —

*

Die Sonne trocknet schnell den vom nächtlichen Regen aufgeweichten Boden. Aber die Stiefel bleiben noch bei jedem Schritt tief im Dreck stecken. Es geht über Moloskowice. Wir werden angreifen, den Ring zersprengen.

Sepp macht ein Gesicht, wie ein zum Tod Verurteilter. Er, der Vielfraß, leidet am meisten unter dem ständigen Hungergefühl. Es ist aber auch kein Stück Brot da, seit Tagen nicht. Unsere rückwärtigen Verbindungen sind alle vom Feind unterbunden. Fendt hat

wenigstens wieder eine Rübe gefunden, die kameradschaftlich geteilt wird. „Wenn man nur etwas im Magen hat, was ist gleich —"

Droben auf der Höhe hinter der Ortschaft tragen unsere Jäger gefallene Kameraden in Zeltbahnen vorbei. Männer mit dem Spaten hinterher. Jetzt spricht wieder keiner mehr ein Wort.

Bis einer angetrudelt kommt: Ich habe mich gestern also nicht getäuscht, der M . . . Sepperl ist wieder da! Müßte er ja kein waschechter und mit allen Schikanen getaufter Münchener sein. Die Ausrüstung haben sie ihm abgenommen, die Polacken. Aber Sepp hat Rat gewußt. Ganz einfach — „Man nehme" — Mit polnischer Ausrüstung und zwei Gewehren kommt er angewalzt und den anderen Gefechtsschreiber hat er auch noch mitgebracht. Vorerst verrät er aber sein Geheimnis nicht, wie er sich durchgeschlagen hat.

Wir richten unsere Beobachtungsstelle ein. Aber wir brauchen vorläufig nicht am Scherenfernrohr zu bleiben. Weißer, milchiger Nebel liegt über Hügel und Mulde.

Fred und ich gehen die paar Schritte hinüber zu den Schützenlöchern der Jäger. Da hat einer wahrhaftig noch einen Keil Brot und eine halbe Büchse Schmalz. Wir wundern uns gar nicht lange darüber, sondern lassen uns gerne einladen. Seit drei Tagen das erste

Stück Brot. Wir sind mit der kleinen Scheibe schon zufrieden.

„Wie der Mensch doch genügsam wird, was?" lacht uns der Jäger an. „Was macht ihr denn nur für Gesichter?!"

Wir erzählen ihm von unserem Kameraden Karl, bis der Nebel langsam zu Boden steigt und die Strahlen der Morgensonne den Blick freigeben hinüber in die Ferne, in die endlosen Wälder von Janow.

Immer neue Gefangene trudeln ein. Nirgends mehr fällt ein Schuß.

Im Laufschritt stolpert ein Trupp über die Äcker, dem Waldrand zu. Kein Widerstand mehr.

Der Feind hat genug. Gespannt folge ich dem Trupp. Überall stehen Polen, strecken beide Arme in die Höhe. Der Feind flieht in die Wälder, in die Arme der Nachbarabteilung, zu der wir jetzt Anschluß haben.

„So, jetzt ist der Weg frei nach Lemberg," sagt Fendt und zeigt hinüber über Moloskowice, zu der Straße, auf der wir herkamen.

In einem kleinen Friedhof wird noch gerastet. Zehn Kisten polnischer Eierhandgranaten liegen vor der Friedhofspforte. Fred ist schon wieder unterwegs und besorgt Zigaretten. Er hat auch Glück, die Jäger sind gut versorgt.

Dann liegen wir vier hinter einem frischen Grab-

hügel im Friedhof. Hier ist es ein wenig schattig. Die Erde auf dem Hügel ist noch feucht. Ein Stahlhelm und ein Spaten liegen auf dem Grab. Es muß also ein Pionier da unten liegen —

„Wieviel Tränen und Leid kostet doch so ein Krieg," sinniert Fred und macht einen langen Zug an seiner Zigarette.

„Und wie unendlich groß ist der Mann, der als Frontsoldat den Krieg genau so oder noch besser kennt als wir und der doch die Verantwortung trägt vor seinem Volk!" antwortet Fendt.

Wir sind stolz darauf, Soldaten Adolf Hitlers zu sein.

Es ist ein schwüler, staubiger Morgen. Auf einmal sind unsere schlafmüden Augen zugefallen und wir schlafen — schlafen, — bis neben uns jemand brüllt, daß wir hochfahren.

Wir marschieren zurück, über Lesniovice. Fred behauptet, wir müßten wieder nach Grodek zurück, um auf die richtige Straße nach Lemberg zu kommen. Das wird wohl richtig sein, er hat ja die Karte.

Auf der Straße zieht ein spindeldürrer Gaul einen polnischen Mistwagen. Mindestens zwanzig tote polnische Soldaten liegen auf dem Wagen, den der Bauer jetzt quer durch einen Acker kutschiert. Drüben schaufeln Männer und Frauen an einem Massengrab.

Wir rümpfen wieder die Nase. „Mensch, totelt's da!" meint Sepp und zieht den müden „Mohammed" in eine schnellere Gangart.

Wieder marschieren wir Stunde um Stunde.

Wir haben nur mehr ein Ziel:

Auf nach Lemberg!

„Als wir zum erstenmal durch dieses Nest marschierten," spricht Fred vor sich hin, da wir wieder durch Lesniovice laufen, „war unser Karl noch mit dabei." Stumm zieht er seine Brieftasche aus der oberen Tasche der Feldbluse. Zusammengepreßt liegt ein kleiner Zigarettenstummel zwischen vergilbten Papieren. „Das ist der Stummel, den Karl wegwarf, als er mit dem Karabiner loszog," erklärt er. „Ich hab ihn gestern gefunden, er hat ihn fein säuberlich ausgemacht und auf seinen Rucksack gelegt. Ich heb ihn mir auf zur Erinnerung."

Weiter!

Richtung Lemberg!

*

Der „Hungerturm" steht auf einer Leiter und knüpft die Antenne für unseren Radio an ein Hauseck in Bartatov.

Der Führer spricht heute. Durch Zufall bekamen wir von einem Meldefahrer eine Zeitung in die Hand, die buchstäblich zerlesen wurde.

Lemberg ist nicht mehr weit. Dumpf hört man schon das Artilleriefeuer.

Sepp hat bei einem Bauern zwei Hühnchen gekauft. Er steht hemdsärmelig in der schwarzen niederen Küche und werkt am Ofen. Bis die Führerrede beginnt, muß unsere Mahlzeit fertig sein.

Fendt zieht mit einem langen alten Seil einen Eimer grünen Wassers aus der Brunnentiefe. Wir können uns wenigstens wieder einmal richtig waschen und rasieren. Anscheinend geht es heute nicht mehr weiter, der Rastplatz wird zum Biwakplatz.

Dann essen wir, während der Führer im Artushof zu Danzig spricht. „Mit Mann und Roß und Wagen, so hat sie Gott geschlagen!“

Vorne an der Straße stehen drei, vier zusammengeschossene polnische Panzer, liegen Kolben, Brotbeutel, Gasmasken —

Noch einmal reicht unser Oberster Befehlshaber England die Hand zum Frieden.

Wir liegen auf einem Strohschober und graben uns tief in die „Langen Federn“; denn es wird kalt werden in der Nacht.

„Wenn man es so überlegt,“ fängt auf einmal Fendt an, „dann haben wir schon allerhand geleistet in diesem Feldzug. Das sagen sogar unsere Alten, die den Weltkrieg mitgemacht haben!“

„Wir haben es nur leisten können, nicht weil wir mußten, sondern weil wir wollten!“ werfe ich dazwischen.

Noch lange geht die Unterhaltung. Über die Lage, über den Krieg, über die Front und die Heimat.

„Wenn man nur wenigstens einmal eine Karte nach Hause schreiben könnte!“ meint Sepp. „Zu Hause haben sie sicher Sorgen um uns.“

Plötzlich: „Herrgott, das muß eine ganze Panzerabteilung sein, die da vorne auf der Straße nach Lemberg rollt!“ Die ganze Nacht rumpeln schwere Raupenfahrzeuge, Panzer und schwere Artillerie nach vorne, dem Kanonendonner zu.

*

„Die Stadt wird jetzt auch von Norden eingeschlossen!“ sagt jemand im Abteilungsgefechtsstand. Ein Betrieb ist in der kleinen Wohnung! Auf dem Tisch liegt ausgebreitet eine große Karte, der Stadtplan von Lemberg.

Die Hand mit dem Bleistift fährt darüber. „Hier ist der Schinderberg mit dem Judenfriedhof! Hier im Westen der Stadt. Die Jäger werden heute in dieser Richtung angreifen und wir werden diesen Angriff mit unserer Artillerie unterstützen.“

Schon hämmern schwere Geschütze auf die Stadt. Das Feindfeuer wird schwächer und schwächer, der Pole scheint sich also unter der Wirkung unserer Artillerie zurückzuziehen. Nur manchmal knallen Heckenschützen aus Speicher- und Kellerlöchern.

Wir rennen die Reihe der brennenden Häuser entlang zur vordersten Linie. Seitlich takt ein feindliches Maschinengewehr. Tut uns nichts! Weiter!

Im Laufschritt geht es über die Geleise des Güterbahnhofs. Auf dem Bauch kriechen wir durch die hier abgestellten Güterzüge, rasen an der brennenden Ziegelei vorbei der Höhe zu. Der Schweiß schlägt sich ekelhaft auf die Brille.

Ostwärts der Höhe, in dem bepflanzten Teil des Friedhofs, der Stadt zu, haben sich die Polen eingenistet. Sie schießen Dauerfeuer mit ihren Maschinengewehren. Wir müssen in Deckung. Es geht nicht mehr weiter! tsiu — tssiu — haarscharf oft geht die Garbe vorbei.

Wir müssen hier irgendwo unsere Beobachtungsstelle aufbauen! Wo denn nur?

Suchend drehen wir unsere Köpfe.

„Deckung!"

Ekelhaft nah liegen die Maschinengewehrgarben. Da, die Friedhofsmauer. Mit ein paar Sätzen sind wir drüben und kauern hinter ein paar Grabsteinen.

Scherenfernrohr heraus! Neben uns haben die Funker schon ihr Gerät aufgebaut. Feuerkommando —

Schon orgelt der erste „Koffer".

Jetzt können wenigstens unsere Jäger vorne ein wenig verschnaufen. Wenn nur dieses verdammte Maschinengewehr nicht wäre! Zischend peitschen die Garben zwischen die Grabsteine.

Da schreit der Funker hinter mir auf. Es hat ihn erwischt! Diese verfluchten Brüder da drüben.

Feuerkommando —

Drüben ragen hohe Fabrikschornsteine aus dem Häusermeer. Dort vorne liegt polnisches Artilleriestörungsfeuer auf der Straßenkreuzung.

Da rast auch ein deutscher Bomber über der Stadt.

Wir warten auf die Nacht.

Wir hocken in einem alten Trichter, der wohl aus dem Weltkrieg stammen mag. Wenn wir nur nicht so unheimlichen Hunger hätten!

Huuuii — rätsch! Die Kerle da drüben schießen mit Einundzwanzigern. Ein Jäger kriecht auf allen vieren zu uns herüber. Sorgsam hält er einen Feldkessel mit abgestandenem, dreckigem Wasser. Behutsam gleitet er in unser Loch. Wenigstens etwas für den Durst. Jeder einen Schluck. Wir Artilleristen und die Jäger,

richtig zusammengeschweißt sind wir diese Tage. Einer für alle, alle für einen — —

Aus der Hosentasche zieht er unsere heutige „Verpflegung": Ein paar grüne Tomaten, einen halbreifen Maiskolben und eine dreckige Runkelrübe. Die Tomaten löschen herrlich den Durst! Huuii — rätsch!

Man preßt den Körper an die Wand und zieht den Stahlhelm ins Genick. Das war wieder verdammt nah! Der Mann bringt die Meldung, daß sie drüben das „Weiße Haus", wie wir es tauften, zusammengeschossen haben. Wir hatten siebzig Verwundete darin liegen, die wir nicht abtransportieren konnten, weil die Verbindung nach rückwärts nicht mehr funktioniert.

Verdammte Brüder, die Polen!

Zäh liegt unser dünner Ring um die Stadt. Überall heftige Abwehrkämpfe. Wir kommen nicht mehr vorwärts. Und der Magen knurrt! Und die Munition schmilzt bedenklich zusammen!

Die Lage unseres „Igels" ist sehr ernst.

Los, funken! töt—tötötöt—tötöt — —

„Lage sehr ernst! Angriffe von allen Seiten! Stellung wird gehalten! Wo bleiben rückwärtige Teile? 19. September."

Es wird kalt und der Regen strömt. Wir haben uns in die Zeltbahnen gewickelt. Die Füße stehen tief im Dreck.

Huiii — rätsch!

Verfluchte Sauerei! Wer schießt denn da schon wieder so wahnsinnig?

Aufpassen!

Die Polen versuchen durchzubrechen, den Ring zu sprengen! Wenn es nur nicht so dunkel wäre!

Eine Leuchtkugel zischt hoch! Es wird taghell!

Da geht eine polnische Schützenlinie in Deckung. Vorne krepieren Handgranaten! Verdammt und zugenäht!

Schon hämmert unser Maschinengewehr.

Der Feind verschwindet schnell in der Dunkelheit. Er geht wieder zurück.

Es wird Tag. Wenn der Nebel weggeht, scheint wohl wieder die Sonne. Im Graben hockt ein Infanterie-Geschützhalbzug bei uns. Sie warten auch, bis es heller wird, dann wollen sie weiter nach rechts vor.

Der Oberjäger, der den Halbzug führt, macht ein Gesicht, wie wenn er Prügel bekommen hätte. „Was ist denn nur los mit dir, Kamerad?"

„In meinem Bauch ist der Teufel los. Die verdammte Rohkost der letzten Tage; ich glaube, mich zerreißt's noch!"

Wir kauern eine halbe Stunde in unserer Burg. Frösteln. Wenn nur endlich die Sonne käme!

„Ich muß mal raus," sagt auf einmal der Oberjäger, „meine Hose umkehren! Sonst krepier' ich!"

Wir versuchen alle, ihn von seinem Vorhaben abzubringen und sein „Geschäft" hier in dem Graben zu verrichten. Es ist zu gefährlich draußen. Zumal der Nebel noch immer dicht am Boden hängt und man die Feinde nicht auf zwei Meter sehen kann. Vielleicht liegen sie ja schon dicht am Graben —

„Nein, das geht nicht, ihr müßt weiß Gott noch wie lang da herinnen hausen." Mit einem Sprung ist er draußen und verschwindet im Grau.

Es dauert keine halbe Minute, krepiert fünfzig Meter neben uns krachend eine Handgranate. Im gleichen Augenblick zerreißt der Nebelvorhang. Schon takt unser Maschinengewehr auf die vier Polen, die im Schutz des Nebels durchzuschleichen versuchten und denen unser Oberjäger direkt in die Hände gelaufen war. Er mußte dafür, daß er unseren Rat nicht befolgte, sein Leben geben — Handgranatenvolltreffer.

Da springen auch schon ein paar Jäger aus den Löchern: „Hände hoch!"

Die vier dort vorne werden gefangengenommen.

*

„Mohammed" rupft am Waldrand von Sokolniki das dürre Gras. Wir liegen im Schatten und warten.

„Bin neugierig, wie das organisiert wird mit dem Sturm auf Lemberg," sagt Fred und dreht sich eine Zigarette. Den Tabak haben wir in Bartatov gefunden. Nur ist das polnische Zigarettenpapier miserabel, weil es keine Gummierung hat und die Zigarette leicht wieder aufgeht.

„Was werden wohl die nächsten Stunden bringen?" fragt Sepp.

„Die genauen Stadtpläne mit den einzelnen Gefechtsabschnitten sind schon da. Auch die Geschützbedienungen werden heute noch zusammengestellt!"

„Wir gehen im Mannschaftszug," weiß Fendt weiter zu berichten, „die Tragtiere bleiben in unserer Ausgangsstellung. Je ein Offizier wird Geschützführer, die Mannschaften gehen in die Seile. Der Weg ist genau auf der Karte festgelegt!"

„Das wird ein hartes Stück Arbeit werden," meint Fred. „Die Kerls verteidigen die Stadt aus jedem Kellerloch!"

„So ein Straßenkampf ist gerade was für uns!" antwortet Sepp und lacht unternehmungslustig. „Du, Hungerturm, kannst ja hinter jedem Laternenpfahl volle Deckung nehmen, ich tu' mich da schon schwerer."

„Wie es auch sei, Lemberg muß fallen!"

Fendt hat uns das Wort aus dem Mund genommen. Jawohl, Lemberg muß fallen! Für dieses Ziel sind wir marschiert und marschiert, dafür haben wir uns mitten durch den Feind geschlagen, dafür haben wir gehungert und geopfert. Lemberg muß uns gehören. Was es auch kosten mag!

Über der Stadt krepieren Granaten. Da vorne muß es auch brennen, der Himmel raucht.

„Jetzt werden wir zeigen müssen, aus welchem Holz bayrische Gebirgsartilleristen geschnitzt sind!"

Wer von uns wird es nicht mehr miterleben, wenn über der Stadt die deutsche Flagge weht?

Seit Beginn des Feldzuges haben wir keine Nachricht von der Heimat. Auch unsere Post ist nicht weggebracht worden, da ja der Feind zwischen uns und den nachfolgenden Kolonnen steht. Wenn man wenigstens nach Hause schreiben könnte, die Angehörigen sorgen sich bestimmt. Auch möchte man wissen, was die Lieben zu Hause treiben.

„Nach einem Trommelfeuer der Artillerie soll morgen früh der Angriff erfolgen!" Mit dieser neuesten Nachricht reißt mich ein Melder aus meinen Gedanken.

Wir sind zuversichtlich und voll Vertrauen. Unsere Sturmfahrt nach Lemberg muß noch ihre Krönung finden: den Einmarsch der Truppen mit dem Edelweiß

am Ärmel, den Einmarsch in die Hochburg der polnischen Südarmee.

Unser Meldefahrer bringt in seinem Beiwagen zwei große Schachteln Knäckebrot. An der Feldküche gibt es schwarzen Kaffee dazu.

Wir essen und warten.

Wann kommt der Befehl?

Sepp rüttelt mich am Ärmel. Es ist stockdunkel und ein leichter Wind streicht durch den Wald, durch dessen Wipfel kein einziger Stern flimmert.

„Los, hilf mir „Mohammed" satteln!"

Schon bin ich wach. Die Morgentoilette ist schnell gemacht, man fährt mit den Fingern durch die Haare — aus. Überall rührt sich etwas im Wald. Leises Flüstern, manchmal ein unterdrückter Fluch, wenn man im Dunkel gegen einen Baumstamm rumpelt. Es darf kein Licht gemacht werden.

Die Leuchtuhr zeigt Mitternacht vorbei.

„Wir gehen jetzt in Feuerstellung!" raunt mir Fendt zu.

Es geht also alles programmgemäß. Zuerst Feuervorbereitung auf die Stadt, die dann überrannt werden soll.

Wir packen zu viert fest zu. Im Nu ist „Mohammed" verlastet. Wir sind marschbereit. Fendt kriecht durch das Unterholz nach vorne, um Meldung zu machen.

In Gedanken rennen wir schon durch die Straße von Sokolniki nach Lemberg hinein, vorbei an der Kadettenschule, die uns wohl besonders zu schaffen machen wird —

Die Tragtiere werden herausgezogen, wir sammeln in der Lichtung. Alles fertig?

Plötzlich ein Ruf von vorne: „Haltmachen! Kehrt!"

„Was ist da los? Kehrt??"

Wir sind im Augenblick ratlos und wissen nicht, was das alles bedeuten soll.

Truppführer nach vorne!

Fendt ist nicht da. Ich taste mich an der Kolonne entlang bis zur Spitze. Vorne am Straßenrand sitzt unser Chef und verliest im Lichtschein eines Streichholzes den Befehl.

Die Russen vor Lemberg! Die Abteilung wird von den Russen abgelöst. Lemberg hat sich in letzter Stunde der Gebirgsabteilung ergeben. Wir ziehen ab, hinter die Demarkationslinie am San —

„Die polnische Besatzung hat die Waffen gestreckt!"

„Sieger von Lemberg ist die Gebirgsabteilung!"

Wie ein Lauffeuer verbreiten sich die Nachrichten. Inzwischen dämmert es dem Tag entgegen.

Auf der gepflasterten Straße drüben marschieren schon die ersten Einheiten zurück.



Feuerüberfall auf Feuerüberfall überrascht die geschlagene französische Armee und zerschlägt den letzten Willen zum Widerstand

Endlos ist der graue Heerzug nach Przemysl. Wir marschieren fast ohne Rast. Neben uns läuft zerlumpt, abgerissen, apathisch ein waffenloses Heer.

Hier staubig und müde, aber stolz und in guter Ordnung der Sieger, dort die Reste einer Armee, die mit Mann und Roß und Wagen geschlagen nach Hause pilgern.

Daneben noch ein stiller Zug: Auf Panjewagen fahren sie, treiben die letzte Kuh voraus, sitzen auf rasch zusammengeholten Resten von Hab und Gut, Bauer, Mann und Frau, Greis und Kind. Sie ziehen in der gleichen Richtung wie wir die endlose Straße.

Wenn Fred sie fragt, wohin sie wollen, antworten sie alle: „Nach Deutschland!"

Der Weg zurück. Jeden Tag und jeden Tag marschieren — marschieren.

Man ist wieder nur mehr Maschine und teilnahmslos gegen alles.

Eines Abends haben wir Zelte aufgeschlagen. In Sadowa-Wisznia. Wir haben nicht mehr weit nach Przemysl.

Wir stehen inmitten der halbzerstörten Ortschaft mit brennenden Füßen, müde, hungrig, verdreckt und in Schweiß gebadet.

Da reißt uns das Wort des Hauptmanns die

Köpfe hoch. Der Chef verliest den Tagesbefehl vom 21. September.

Nie werden wir diesen Abend vergessen. Das Lob unseres Generals macht uns stolz. Doppelt stolz, weil wir es ehrlich verdient haben.

*

Vor uns die endlose Straße, neben uns die nie abreißende Kolonne der Gefangenen, hinter uns die Gräber. Wir marschieren — das alte Lied — der ewige Marschtritt. Tag um Tag. Es ist kalt geworden und es regnet. Die Straße ist ein Morast. Dort, wo das Schwarz des Waldes in die unbestimmte Weite des Himmels übergeht, in die ziehenden und ballenden Wolken, dorthin führt die Straße. Ein — zwei Kilometer. Vielleicht sind es mehr. Dahinter wird dann wieder ein neues Stück Weg kommen, Wald, freies Feld, am Wegrand werden wieder Trümmer liegen, Gräber, Fahrzeuge und verbrannte Dörfer. An die zwei Kilometer werden sich zehn anschließen, zwanzig, es werden vierzig sein — immer weiter —. Und unaufhörlich rieselt der kalte Regen auf die Zeltbahn.

„Mohammeds" Scheuerung ist wieder aufgebrochen.

„Wie weit mag es nur gehen?" fragt Fred.

„Ob wir wohl bald verladen werden?“ meint Sepp.

„Haben die Eisenbahnpioniere schon dafür gesorgt, daß die Züge wieder fahren können?“

Wir marschieren und unsere Gedanken sind weit, weit weg, in der Heimat, wo jetzt die weißen Berge in den Himmel ragen, wo die Alpenseen jetzt langsam erstarren und ihre blanken, blauen Augen vor dem harten Eis schließen.

Gestern gab es auch die erste Feldpost. Der Brief von daheim war fast einen Monat alt. —

Eine lange Woche vergeht.

Fred studiert die Karte und stellt fest, daß wir bald wieder nach Rogi kommen werden, wo wir unsere erste Feuerstellung hatten vor fast einem Monat. Dort standen doch auch die Bohrtürme — —

„Wir haben jetzt genau 700 Kilometer zu Fuß zurückgelegt!“ konstatiert Fred.

„Also München—Berlin,“ antwortet Fendt.

Sepp ist irgendwo auf Tour. Wir können uns verlassen auf ihn. „Sepp sorgt schon dafür, daß der heutige Ruhetag gebührend gefeiert wird,“ lacht Fred.

Es ist kein Wunder, daß sich nach den vergangenen harten Tagen heute am Rasttag die Sinne nach anderen Dingen richten. Zumal wir lange nicht geglaubt haben, daß heute wirklich Ruhetag sein soll. Wir sind ja schon

so weit: Wir loben keinen Tag mehr vor dem Abend, und am Abend loben wir selten einen Tag.

Sepp leistet inzwischen nicht unbeträchtliche körperliche Arbeit: Mit Händen und Füßen macht er schon eine ganze Weile nicht mißzuverstehende Bewegungen vor den Augen einer polnischen Bäuerin. Unter dem Arm preßt er ein schreiendes Gänsevieh.

Überhaupt hat Sepp Erfolge mit seinen geringen Sprachkenntnissen, die einfach erstaunlich sind. Er kauft nicht nur die Gans, die für unseren Trupp bestimmt ist, sondern er denkt gleich an die ganze Batterie: Am Strick führt er ein Kalb —

In der nächsten halben Stunde hat er es sachkundig geschlachtet. Anderntags hat die Batterie eine Speisekarte angeschlagen, die auch einen ehrlichen Gebirgsartilleristen nach 700 Kilometern Fußmarsch aus der Fassung bringen kann:

Von Nierenbraten à la Wrocanca und Roastbeef polnischer Art stand auch etwas darauf. — Und dann haben wir endlich einmal richtig ausgeschlafen.

*

Es ist naß und kalt auf dem offenen Luftschutzwagen. Wir haben die Mäntel angezogen und die Kragen hochgeschlagen. Wohin mag es wohl gehen, wohin?

Eine Frage, die meilenweit vorauseilt in das Unbekannte, die zwischen müdem Wachen und tiefem Schlaf geschrieben steht, die das Einst und Jetzt verbindet, die Frage nach dem Wohin —

Längst liegt der deutsche Grenzbahnhof hinter uns. Fahren wir in die Heimat? Fahren wir an den Rhein?

Wir halten auf freier Strecke. Fred turnt die Leiter hinunter und malt ein großes Edelweiß an die Wagenwand. „Das Edelweiß ist der Schrecken des Feindes geworden!“ schreibt er in großen Buchstaben darüber. Dann ruckt der Zug wieder an und die Räder rollen — rollen — ratata — ratata —

Fern verhallen die Schläge einer Kirchturmuhr. Es ist Nacht, regenschweres Dunkel um uns. Wir fahren durch Wien, durch das deutsche Wien.

„Damals waren wir auch dabei, beim Aufbruch des Volkes in Österreich,“ sagt Fred.

„Ja, damals,“ antworte ich ihm.

„Jetzt aber fahren wir durch die Nacht, dem Schicksal entgegen —“

Im dritten Jahr

Lieb-Erika hat mir heute eine große Freude gemacht! Als feuchter Sonntagsgruß kam ein Paket mit einer großen Flasche Kirschwasser aus München.

„Die ist gerade recht," freut sich Fred und studiert das Etikett auf der Flasche, „als willkommene Abwechslung für unseren Eifel-Rotspon!"

Wir sitzen im Gastlokal unserer Quartiergeberin, am Ecktisch, und feiern Sonntag-Nachmittag. Es ist schönes Wetter draußen und ein milder, lauer Wind streicht durch das grünende Ahrtal.

Sepp, in der Zwischenzeit dank der guten Truppenverpflegung noch um einige Zentimeter an Umfang gewachsen, dreht am Radio.

Zuerst die Meldungen vom Tage, dann kommt das Wunschkonzert, dessen eifrige Hörer wir alle sind. Wir unterhalten uns viel über die Kameraden unserer ehemaligen Nachbardivision, die droben in Narvik einen heißen Strauß ausfechten. General Dietl kennen wir ja alle selbst, er kommt aus unserer Division und wir sind stolz auf ihn und seine Männer.

Das Feuerwasser macht die Runde um den Tisch, und sogar unsere Wirtin wird nicht verschont, obwohl das scharfe Zeug ihr das Wasser aus den Augen treibt.

„Was machen wir eigentlich am nächsten Sonntag, meine Herren?" fragt neugierig Eugen, der „Abteilungsschreibstubenmann".

„Ja, natürlich, am nächsten Sonntag ist ja Pfingsten!"

„Das muß gefeiert werden!"

„Wir fahren fort!"

„Nach Köln!"

„Klar! Nach Köln fahren wir! Das ist eine günstige Gelegenheit, es gibt bestimmt zwei Tage Urlaub und Köln ist ja nicht allzu weit weg vom Ahrtal —"

„Schad, daß Maxl nicht dabei sein kann!" wirft Fendt ein.

Max hatte vor Tagen einen Motorradunfall und rannte mit seinem harten oberbayrischen Schädel an einen Alleebaum, der nicht ausweichen wollte. Jetzt liegt er im Lazarett mit eingebundenem Skalp.

„Vielleicht wird er wieder gesund bis zum Sonnabend," meint Erwin, unser „Kriegsbildberichter", „seinem Schädel wird doch so ein kleines Schlagerl nichts ausmachen —"

Im Radio werden die frischgebackenen Väter ausgerufen. Heinz Goedecke verliest eine lange Liste.

„Keiner von uns dabei," lacht Eugen, „mal wieder Pech gehabt, was?!"

Längst ist die Schnapsflasche leergemacht, es fängt

auch draußen schon zu dämmern an. Wir brechen auf, wir wollen noch einen Spaziergang machen, die Ahr entlang, hinaus in die Daubiansmühle. Eugen ist dort schon halber Hausherr. Kein Wunder, die Wirtstochter ist ein lieber Kerl, ein richtiges rheinisches Mädel. „Alles dran!" sagt Sepp immer. —

Auf der Straße fahren Panzer vorbei.

„Wissen die am Sonntag keine andere Beschäftigung?" masselt Fred, „ich hab mir in Polen schon Staub genug geschluckt! Mein Bedarf ist vorerst gedeckt!"

„Die fahren nicht aus Spaß," wirft Eugen ein, der ja, als Mann an der Quelle, eigentlich ein bißchen mehr wissen muß als wir, „es gab in letzter Zeit allerhand Truppenverschiebungen!"

„Vielleicht geht's bald los?" meint Sepp.

„Ich glaub's nicht!" Fendt tut, als ob er es ganz bestimmt wüßte. „Die Maginotlinie muß ganz enorm sein, da wird's wohl kaum gehen! Und durch Belgien-Holland?" Ich habe so meine eigenen Gedanken darüber. „Ich glaube immer, daß der Führer da zupackt, wo es die wenigsten für möglich halten —"

„Wir sollen uns überhaupt keine Gedanken darüber machen," antwortet Fred, „reden wir lieber über was anderes. Es weiß niemand was, und das ist das Beste am ganzen Kriegsplan! Reden wir lieber von unserer Pfingsttour —"

Singend walzen wir das in Dunkel getauchte Tal hinunter zur Daubiansmühle. „Wenn ich so an ming Heimat denke und seh' den Dom so vor mi' stahn —"

Sepp wirft!

Mit langem Satz schwimmt der „Hungerturm" dem Ball entgegen, kann ihn gerade noch am Pfosten erwischen und an seine Brust drücken. Abstoß!

Der Kanonierzug spielt gegen den Fahrerzug das obligate Handballwettspiel. Wenn wir gewinnen, muß uns der Futtermeister in drei Tagen bei unserer Tour nach Köln drei Flaschen Rheinwein bezahlen. Es steht schon 2:0 für uns.

Dreimal pfeift der Schiedsrichter.

Was ist denn los? Wer hat denn wieder etwas angestellt? Es ist doch keine Regelwidrigkeit vorgekommen?!

„Spiel abbrechen! Sofort in die Quartiere einrücken!"

Wir ziehen unsere Trainingsanzüge an. Fred schimpft wie ein Rohrspatz. „Sicher ist der Futtermeister dahinter! Der Neidhammel gönnt uns den Preis nicht! Oder es ist wieder einmal eine Übung!"

„Da hätten s' auch noch eine Stunde warten können damit," grollt Sepp, „wir waren gerade so schön im Zug —"

In der Schreibstube sitzt Eugen vor dem Feldfernsprecher und ruft die Batterie an: „Alarm! Sofort marschbereit machen! Aufstellung auf der Straße, Spitze Richtung Nürburgring. Reihenfolge: Stab, 1., 2., 3. Batterie —"

„Mach keine so blöden Witze," meint der Gegensprecher von der 2. Batterie, „glaubst du vielleicht, daß du mich ärgern kannst? Da mußt du dir schon einen Dümmeren heraussuchen —"

Wir packen unsere Rucksäcke. Fendt meint, daß das heute ein richtiger Probealarm mit einer Divisionsübung ist. Er kann recht haben, in letzter Zeit ist schon so etwas Ähnliches geplant worden.

Wir räumen unser nettes Quartier. Sepp hat seinen „Mohammed" gesattelt und steht schon auf der Straße. Die Wirtin stiftet jedem von uns noch ein „Stamperl", unserem Dicken bringe ich es hinaus auf die Straße, er darf nicht zu kurz kommen.

Lachend kommt Eugen in die Stube. „Die Trottel von der Zweiten haben wirklich gedacht, ich mache einen schlechten Scherz. Erst jetzt glauben sie wirklich, daß Alarm ist! Natürlich geht ihnen jetzt das Hemd hoch, weil's so pressiert!"

Eine Stunde später marschieren wir, die Ahr entlang. Zu beiden Seiten stehen die bewaldeten Steilhänge der Eifelberge. Es wird Abend und Nacht.

Von einem Probealarm spricht kein Mensch mehr. Es ist ernst geworden. Wir rücken dem Feind an der Westgrenze zuleibe. Es ging alles vollkommen überraschend. Wir haben den Einsatz jetzt nicht erwartet.

„Der alte Max wenn das wüßte im Lazarett, daß wir ihm davonlaufen, der käm mit eingebundenem Schädel nach," glaubt Sepp, der unseren „Mohammed" am Zügel führt.

Unsere Rucksäcke sind elend schwer. „Es darf kein Licht gemacht werden," geht der Befehl durch die Marschkolonne. Beim Troß hinten löschen die Beifahrer die Wagenlampen.

Es geht schnell vorwärts, hügelauf — hügelab, ohne Rast, Stunde um Stunde. Eine ungewisse, nervenaufpeitschende Spannung ist in uns. Wohin marschieren wir? Was ist links und rechts von unserer Division los? Was macht man an der Maginotlinie? Gehen wir wirklich über die Grenze oder lösen wir nur vorne die Truppen am Westwall ab?

„In die Westwallbunker gehen wir nicht, das glaub' ich nit!" sagt Fred, „was täten wir da mit unserem ‚Zirkus', da kann man doch keine Muli vorne brauchen!" Er mag recht haben, der „Hungerturm".

Kurve um Kurve, die Straße ist gut geteert, am Himmel flimmern tausend Sterne. „Morgen haben wir wieder Hitlerwetter," meint Fendt, der für einen

Sprung zu uns hinter kommt. Er ist ja seit neuestem beritten und hat vorne ein Pferd beim Batterietrupp.

Ohne auch nur eine Minute zu halten, marschieren wir die Nacht vom 9. auf den 10. Mai 1940 durch. Manchmal geistert ein Scheinwerfer mit ruhelosem Licht durch das Dunkel. Wir laufen ja mitten durch die Luftsperrzone am Westwall.

Wir sind müde und haben Schlaf, marschieren in stummer Andacht. Man ist irgendwo mit seinen Gedanken, der Blick hängt am Rucksack der Vordermanns, dessen Umriß man im Dunkel gerade noch erkennt, auf dem gerollten Mantel. Einförmig klappert das Schanzzeug auf der Seite und der Stahlhelm am Seitengewehr. Man hat Zeit zum Grübeln und Sinnieren, nur die vorbeifahrenden Autos reißen einen immer wieder aus den Gedanken.

„Man muß aufpassen," sagt Fred, „die Kerle haben abgedunkelt und fahren wie die Wilden. Möchte nicht unter den Kotflügel kommen und heut schon den Heldentod sterben —"

Der Tag zieht langsam helle Streifen über die Waldberge der Schnee-Eifel rechts von uns, als wir in Scheuern Quartier beziehen und sofort einschlafen. „Hoffentlich läßt man uns lange liegen," wünscht Fred, der sich in „Mohammeds" warmen Woilach gewickelt hat.

*

„Jetzt laufen wir aber verflucht schnell!" meint Fred und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Prüm liegt schon längst hinter uns, der Karte nach muß bald Lünebach kommen. Wir haben nicht mehr weit bis zur belgisch-luxemburgischen Grenze. Die Westwallbunkerlinie müssen wir auch bald erreichen. Wir marschieren schon wieder seit der Abenddämmerung.

Bergauf — bergab. Niemand spricht ein Wort, nur das Stampfen der Hufe, das harte Tacken der Stiefel. Kein Lied. In stummer Wucht marschieren wir. Die Schritte reißen die Erde förmlich in sich hinein. Nur Takt, harter Takt, — keine Melodie. Nirgends ist Weichheit — der Marschtritt regiert wieder, wie ehedem, auf Galiziens endlosen Staubstraßen. Dieser Tritt trägt Unendlichkeit in sich, löst die dunkle Nachtlandschaft vor uns auf, dehnt den Blick in die Weite — marschieren — marschieren.

Leichter Nebel steigt in die Mulden, dunkel liegen Wald und Acker, Dorf und Wasser. Immer höher braut das Grau und voller Geschichten wird die Seele. Der Marsch in die Schwärze —

Es ist, als ob ein großes Schicksal im Raum stünde, das wir zu fassen bereit sind. Dampf steht um die Leiber der Pferde, läßt ihre Körper riesengroß erscheinen. Die Wälder neben uns nehmen Riesenmaße an. Meldefahrer preschen vor. Unser Gepäck ist schwer, der Ruck-

Ein Wagen aus dem Elendszug der Grande Nation

sack drückt wie ein Bleiklumpen auf die Wirbelsäule. Schweiß.

„Rechts ran!"

Wie ein Paukenschlag in stiller Träumerei, so wirkt das schneidende Kommando. Wir marschieren hart am Straßenrand. Panzer jagen vor, die Teerstraße zittert unter den stählernen Raupen. Minuten später marschieren wir wieder im gewohnten Schritt. Träumen wieder — stumm — und geheimnisvoll steht der Mond vor den Nebelbänken und schneidet mit flimmerndem Silberlicht helle Streifen aus der sonst nachtdunklen Landschaft. Wie im Spiel jagen kleine Wolkenfetzen über sein Gesicht. Weit im Wolkenzug grüßen wir stumm der Heimat Bilder —

„In Träumen leben ist nicht gut, sie zeugen nur Schwermut," bricht Fred sinnend das Schweigen.

Als es Tag wird, stehen wir mitten im Westwall. Da ein Bunker, dort einer, da wieder — grün getarnt liegen sie versteckt in der hügeligen Landschaft. Die Straße ist gut. Überall fahren die Lastwagen mit der Aufschrift „O. T." Hier wird auch noch gebaut, man kann nur nicht erkennen, was es werden soll, weil übermannshohe Tarnwände die Baustelle verdecken.

Arbeiter der Organisation Todt haben in einer Ortschaft am Dorfplatz einen Lautsprecher aufgebaut.

Wir erfahren jetzt wenigstens, was überhaupt gespielt wird. Bis zur Stunde wissen wir gar nichts.

Von Norden bis hinunter nach Sedan haben also unsere Truppen den Vormarsch angetreten und stehen schon in Feindesland. Nur wir sind noch nicht so weit.

„He, Kamerad vom Arbeitsdienst, wie weit ist es noch bis zur Grenze?"

„Sieben Kilometer noch, Kamerad!"

Aber wir stehen eine gute Stunde auf der Straße und können nicht weiter. Weiß Gott, was vorne wieder los ist. Drüben fährt ein langer Güterzug über den Bahndamm, beladen mit Panzertruppen und ihren Maschinen. Sie winken und schreien uns zu. Wir können sie nicht verstehen. Macht's gut, Kameraden —

Es ist inzwischen schon Nachmittag.

Wir haben Glück: In einem Papierladen bekommt jeder noch eine Landkarte von Frankreich. „Es wird wohl durch Luxemburg gehen," meine ich, „da wir in südwestlicher Richtung marschieren."

Die Sonne sticht verdammt heiß auf die neugebaute Straße, die uns bergab führt und dann einen großen Bogen um eine Waldecke macht. Westwallarbeiter tragen Eimer und schöpfen uns Wasser.

„Wohin geht's denn da?" fragt Sepp.

„Ihr habt nicht mehr weit nach Leidenborn," antwortet ein alter Arbeiter auf seine Frage, „da ist

unser Arbeitslager. Jetzt haben wir es frei gemacht. Wahrscheinlich werdet ihr dort übernachten."

„Leidenborn?" Sepp schüttelt den Kopf. „Der Name sagt ja allerhand! Ich bin auf alles gefaßt!"

Wir sind um den großen Bogen gelaufen und sehen drüben das Barackenlager. Zuerst führt die staubige Straße tief ins Tal, um dann wieder steil aufzusteigen zum Lagereingang. Da drüben ist auch eine kleine Ortschaft —

Schwitzend marschieren wir den Berg hinauf, auch „Mohammed" muß schnaufen, daß seine Flanken nur so schlagen. Dann legen wir uns müde ins Gras.

„Ein ekelhaft kalter Wind pfeift hier," stellt Fred fest. Trotz des Sonnenscheins überkommt uns ein Frösteln. Es ist schon fast ein Sturm, der über den kahlen Hang fegt. Vorne, bei der Feldküche, klappern die Kochgeschirre. Essenausgabe.

Der Spieß geht durch die Baracken, zählt die Strohsäcke und teilt die Quartiere ein. Also bleiben wir hier die Nacht. Am Straßenrand hat die Feldschmiede einen fliegenden Stand aufgemacht und Sepp muß wohl oder übel „Mohammeds" vordere Eisen festmachen lassen. Eigentlich wollte er ja schlafen.

Wir liegen an einer windgeschützten Stelle hinter der langen Baracke und haben die Bergschuhe ausgezogen. Da erholen sich die Füße am schnellsten. Fred

hat in einer Stube schon unsere „Betten" belegt. Die Feldküche gibt auch Tee aus.

Drüben an der Straße steckt die Kommandoflagge der Abteilung. Plötzlich rennt der Meldefahrer aus dem Haus, reißt den Wimpel aus dem Boden und läuft zu seinem Wagen. Ich gebe Fred einen Stoß und zeige hinüber zu dem weißen Haus. Da tragen sie auch schon die Gefechtskanzleikiste wieder heraus und werfen sie auf den Wagen.

„Paß auf, Fred, das geht gleich wieder weiter." Es dauert auch keine Viertelstunde, kommt schon der Abmarschbefehl. Inzwischen ist es schon wieder dämmrig geworden, aber der kalte Wind hat aufgehört. Und es wird gleich wieder warm. Nur die Straße ist ungepflastert neu und staubt, wie ehemals in Polen.

Vollmondnacht. Man sieht wie fast am Tage. Wir marschieren durch herrlichen Laubwald. Die Gegend wird immer romantischer. Wunderbare Täler tun sich auf, da und dort Felsen, langgestreckte Berge. Und alles voll rauschenden Waldes. Weiß glänzen die Holzplatten zu beiden Seiten der Serpentinenstraße, die wir hinuntermarschieren. Wir halten am Hinterzeug unseres „Mohammed" an, daß die Last nicht verrutscht; denn es geht ziemlich steil abwärts.

Überall sind Baustellen der Organisation Todt, aber nirgends ist Licht zu sehen. Manchmal, wenn Muli-

hufe auf harte Steine stoßen, sprühen Funken. Und soweit das Auge reicht, vorne die Straße lang und nach rückwärts den Weg, wo wir herkommen, glimmen die roten Punkte der Zigaretten in der Kolonne. Solange wir im Wald marschieren, können wir uns es ja erlauben —

Tief eingeschnitten in Erde und Fels liegt ein Tal vor uns, wie wenn ein Riesenmesser durch den Urwald geschnitten hätte. Eine Holzbrücke führt hinüber zum anderen Hang. Zollschranke, Grenzpfahl — — Durch die Mitte der alten Brücke läuft die deutsch-luxemburgische Grenze — —

„Schau auf die Uhr," fordert mich Fred auf.

Mein Leuchtzifferblatt zeigt 3.45 Uhr.

Wir sind in Luxemburg.

Kein Mensch ist zu sehen, nur herrlicher, dichter Laubwald und das schmale Band der Straße, die jetzt bergauf führt. So steil, daß sich die Pferde vor den Troßwagen ordentlich in die Seile legen müssen. „Kanoniere in die Räder," kommt ein Befehl.

Die wildesten Latrinengerüchte machen die Runde. Einmal heißt es, die Engländer stoßen ins Ruhrgebiet vor, ein andermal, Italien und Rumänien haben den Westmächten den Krieg erklärt. Das Gerücht behauptet sich sogar so lange, daß in einem kleinen luxemburgischen Nest, wo wir gerade ein paar Minuten

Zeit haben, eine Flasche Wein zu kaufen, die neue Waffenbrüderschaft mit einem kräftigen Schluck bedacht wird. Doch ein Melder bringt uns nach ein paar Stunden die Nachricht, daß alles nicht wahr ist.

„Für was denn auch," meint Sepp, „wär' schon recht, wenn wir alten Krieger nicht allein mit dem Franzmann fertig werden würden."

Vorerst haben wir noch nichts vom Krieg gemerkt. In Troisvierges gehen die Leute zur Kirche, nur die Jugend steht auf der Straße und schaut den vorbeimarschierenden Truppen nach. Hier denkt kein Mensch an Widerstand, und es tut wohl, wenn man auf jede Frage eine deutsche Antwort bekommt. Viele Häuser haben geflaggt, und nicht nur einmal hören wir einen Heil-Ruf.

Jetzt kommt Willy mit dem Rad angebraust. Er war heute vorne als Quartiermacher. „Mensch, prima Quartier! Die Leute sind alle deutsch und deutschfreundlich. Ich hab mir schon ordentlich den Magen vollgeschlagen —" Das ist Wasser auf die Mühle unseres Sepp. „Geh zu, Mohammed, ein bisserl schneller!" mahnt er und zieht unseren braven Muli hinter sich her.

Schön gepflegt sind Straße und Äcker in Luxemburg. Alles sauber und jeder Zaun ist in Ordnung. Fette Kühe weiden — —

*

Über uns, am klarblauen Himmel, blitzen unsere Bomber im Sonnenlicht. Sie brausen nach vorne, an die Front. Wir haben die Hauptstraße verlassen und marschieren im Gänsemarsch über schlechte Feldwege, in denen man oft bis über die Bergschuhe im Sand versinkt.

„Wenn es heute regnen würde," meint Fred, „würden wir steckenbleiben im Dreck!" Schwitzend zerren die Pferde mit aller Kraft in den Strängen. Es geht durch dichtes Unterholz.

„Pioniere vor!"

Unser Pioniertrupp schnallt das Gerät vom Mulisattel. Dann hören wir vorne Axtschlag und Hämmern, während wir im Waldmoos sitzen und verschnaufen. Eine halbe Stunde später laufen wir wieder weiter. Unsere Pioniere haben einen Weg durch das Gestrüpp gebahnt. Wie eine Schlange windet sich die schmale Gasse durch das Dickicht. Dann wird die Straße wieder breiter, die Gegend offener und sandig. „Wie auf dem Truppenübungsplatz," stellt Fendt fest.

Auf einmal liegt vor uns ein Grenzstein am Boden. Wir sind überrascht, wir haben ihn alle noch nicht erwartet, den belgischen Grenzpfahl mit dem Löwen und der Königskrone darauf. Sepp jauchzt einen Berchtesgadener Jodler und klopft unserem ohrenwackelnden „Mohammed" auf den Hals. „So, mein Freund, jetzt sind wir zwei in Belgien!"

„Eigentlich sollten wir ja heute an Pfingsten in Köln sein," unterbricht Fred lachend Sepps Zwiesprache mit dem Muli.

Richtig, es ist Pfingsten, wir haben ganz vergessen. Es ist schon wieder so wie damals in Polen, kein Mensch weiß mehr Tag und Stunde. „Aber die drei Flaschen Wein muß der Futtermeister noch berappen," erinnert Fendt, „die werden nicht vergessen!"

Das sind so unsere Sorgen, da wir in der Abenddämmerung die belgische Grenze überschreiten.

Wir sind noch müde und erschlagen von unserer gestrigen „Pfingsttour". Bis zwei Uhr nachts waren wir auf dem Marsch. Und jetzt, am Pfingstmontag, liegt längst schon wieder St. Hubert hinter uns. „Heut ist der 13., das sagt alles!" jammert Sepp, dem diese Kur wieder ein halbes Pfund seines Bauches gekostet hat. Wir wissen nicht, was für Truppenteile unserer Division voraus sind. Jedenfalls sind die zahlreichen Straßensperren schön säuberlich auf die Seite geräumt. Dort, wo unsere Bomber ihre Last fallen ließen, arbeiten schon die Pioniere. Wir sind nirgends aufgehalten. Leider, denn eine Rast täte uns allen, Mensch wie Tier, nur gut. Aber pausenlos geht es nach vorne.

„Das ist beinahe wie in Polen," meint Fred. „Wenn ich da auch wieder so lange rennen muß, bis ich den

Feind zu Gesicht krieg, dann können wir uns ja auf allerhand gefaßt machen. Die ersten 150 Kilometer haben wir schon. Aber bitte sehr, wir sind's gewohnt. Die Franzmänner müssen es erst lernen, was wir schon können —"

Nur kleine weiße Wölkchen sind am Himmel und die Sonne hat uns schon wieder die Haut aufgebrannt. Links in der Wiese liegt eine „He 111". Trotz unserer Müdigkeit laufen wir noch hinüber.

Einer von der Luftwaffe steht als Posten vor der Maschine. „Wir mußten notlanden," erklärt er uns. „Wir flogen über Sedan und bekamen nicht weniger als 132 Treffer in den Kasten!"

Wir haben nicht viel Zeit. Wenigstens ist nicht's passiert, die Besatzung ist ja heil davongekommen. Im Trab rennen wir wieder der Truppe nach. „Hast du gesehen, Fred, wie sich der Propeller in die Erde geschlagen hat?"

„Nix Propeller, Luftschraube heißt das jetzt amtlich!" Fred, der Schulmeister, kann halt seinen Beruf nicht verleugnen.

Es geht durch dichten Laubwald, bergauf. Wir haben noch keinen Feind zu Gesicht bekommen, weder Belgier, noch Franzosen, noch Engländer. Kein Schuß ist noch gefallen. Wie es vorne, bei unserer Spitzengruppe ausschaut, wissen wir nicht. Aber auch dort

muß der Widerstand noch nicht besonders stark sein, denn es geht ohne Aufenthalt weiter. Manchmal sind Pioniere damit beschäftigt, die Panzer- und Straßensperren zu beseitigen und große Bombenkrater zu überbrücken.

Bei der Abenddämmerung marschieren wir eine staubige Landstraße bergauf, einer Ortschaft zu. Wir sind alle zum Umfallen müde und haben nur einen Wunsch, so schnell wie möglich in irgendein Quartier zu kommen.

„Arville" steht am Ortseingang. Am Zaun eines Hauses steckt der Wimpel, den wir schon die ganze Zeit mit den Augen suchen.

„Da ist unsere Kommandoflagge!" Fred zeigt auf den rot-schwarzen Wimpel, „also bleiben wir hier! Gottseidank, lange hätt' ich nimmer mitlaufen können —" Es geht ihm so wie uns allen, wir sind am Ende unserer Kraft.

Das Haus neben der Kirche scheint ein Kloster zu sein. Die Schwestern sind liebenswürdig und hilfsbereit. Ein paar Kameraden schleppen schon Stroh aus einer Scheune und tragen es in den großen Saal. Benno ist schon dabei, den großen, echt französischen Eisenofen in Betrieb zu setzen; denn es ist verdammt kalt in der Bude. Alle zehn Minuten kommt eine Schwester zur Tür herein und beschwört uns hände-

ringend, wir sollten ja aufpassen, daß mit dem vielen Stroh und der Kerzenbeleuchtung kein Unglück passiert.

Dann bringt uns die Oberin eine Riesenkanne duftenden Bohnenkaffees.

Wir liegen faul im Stroh, die Bergschuhe haben wir fein säuberlich in die Ecke gestellt. Die „Mittagkost“ — es gibt heute Gulasch und Kartoffeln — muß bald fertig sein, also Feldkessel herrichten!

Da macht jemand schüchtern die Tür auf, und herein kommt eine blutjunge Schwester, dahinter noch eine, höchstens zwanzig Jahre alt. Sie schleppen einen Kessel mit heißem Rotwein. Die ganze Bude wackelt, so brüllen wir alle.

Mit großem Hallo stürzen wir uns auf das duftende Getränk. „Du Fred, ich glaube, in dieser Ortschaft ist allerhand los. Da gibt's sicher auch etwas Gutes zu essen!“

„Klar, wir machen noch einen kleinen Spaziergang!“

Schnell sind die Bergschuhe wieder angezogen, die Müdigkeit in den Beinen ist auf einmal vergessen. Wir brauchen gar nicht weit zu laufen. Gleich im nächsten Haus, neben der Kirche, öffnet auf unser Klopfen eine junge Frau. Mit unserem kümmerlichen Schulfranzösisch fragen wir bescheiden an und zücken unsere Franken. Das wirkt. Wir treten in eine dunkle Stube, auf deren Tisch eine Kerze brennt. Die ganze Stube ist voll

Frauen und Mädchen. Nebenan, durch einen Vorhang getrennt, ist die Küche. Ein paar Minuten später steht vor uns ein Teller mit Spiegeleiern und Schinken, anschließend wird noch guter Kaffee serviert. Stumm schauen uns die Leute zu, wie es uns schmeckt.

Sie wollen kein Geld annehmen. „Wann ist der Krieg aus?" fragen sie immer wieder. „Wenn wir in Paris sind," gibt Fred zur Antwort. Dann lacht die ganze Runde: „Nix Paris!" „Non, non!"

*

Erst um neun Uhr wird geweckt. Die Klosterschwestern haben uns schon Kaffee gekocht und sind die Liebenswürdigkeit selbst. Sie schauen uns zu, wie wir halbnackt am Brunnen stehen und uns einmal wieder richtig waschen und rasieren. Eine Stunde nach dem Wecken geht es wieder weiter.

Libin wird passiert. Es ist ein heißer Sommertag und der Schweiß rinnt in Strömen. Die Ortschaften, die wir passieren, sind fast leer.

„Die müssen ja eine Heidenangst vor uns haben, weil sie alle davonlaufen," meint Sepp, „gerade als ob wir ihnen die Köpfe abbeißen täten —"

Jetzt kommt uns eigentlich erst die Wirkung der Deutschenhetze richtig zum Bewußtsein. „Das sind die

Folgen der Lügenhetze von abgehackten Kinderhänden und derlei Scherzen," antwortet Fred. „Weiß Gott, wo die Leute in ihrer Angst hingelaufen sind. Sicher hausen sie schon seit Tagen in irgendeinem Wald und hungern —"

Die Panzerwagen, die vorne an unserer Spitze fahren, reißen den von der glühenden Sonne aufgeweichten Teerbelag der Straße auf und die tausend und abertausend Mulihufe tun dann noch das übrige. Es ist schlecht zu marschieren und man wird sehr schnell müde.

„Schau mal daher," ruft einmal Fendt. Neben dem Kilometerstein am Straßenrand steht noch das Schild einer deutschen Straßenbaufirma. „Wir haben die Straßen als Reparationsleistungen nach dem Kriege bauen müssen," erklärt er weiter, „ob die Arbeiter damals wohl gedacht haben, daß wir nach zwanzig Jahren wieder hier sein werden? Ich glaube es nicht —"

Manche Dörfer sind von den immer weiter zurückgehenden feindlichen Soldaten geplündert worden, die Häuser schauen oft furchtbar aus. Alle Schubladen sind aus den Schränken gezogen, durchwühlt und auf den Boden geworfen, in wildem Durcheinander mit Möbeltrümmern, Glasscherben und Hausrat. Überall sind die Lichtleitungen zerstört, nur gut, daß wir

uns reichlich mit Kerzen versorgt haben. Herrenlose Hunde bellen uns an.

Die Feldstellungen, halb ausgehobene Schützengräben mit ein paar Meter breitem verrosteten Stacheldrahtzaun davor, sind verlassen. Hier ist nirgends Widerstand geleistet worden. Bis heute haben wir noch keinen Schuß gehört. Nur manchmal gähnen riesige Sprengtrichter von deutschen Stukabomben neben der Straße.

Wir haben alle die Mützen ins Koppel geklemmt und die Ärmel hinaufgekrempelt. Die Hitze ist fast unerträglich und jeder Schatten, den ein Baum auf die Straße wirft, wird ausgenützt.

Es ist schon dunkel, da wir in Prokaresse einmarschieren und von unseren Quartiermachern empfangen werden. Die Stadt ist in Dunkel gehüllt, die Häuser von den Belgiern und Franzosen geplündert. Ein geräumiger Schweinestall ist „Mohammeds" Nachtquartier. Fred muß zwei Stunden Wache schieben.

Während der Nacht grollt weit vorne Geschützdonner. Wir werden wohl bald in Feindberührung kommen. So kann es ja nicht weitergehen, irgendwo muß der Franzmann ja Widerstand leisten.

Wir liegen noch lange wach. Ich erinnere mich an die Ansprache unseres Chefs, als wir damals in der Slowakei verladen wurden, um nach Westen zu fahren.

Der Kampf gegen Frankreich wird ganz anders sein als der in Galizien, sagte damals der alte Frontsoldat zu uns. Härter wird er sein und die langen Verfolgungsmärsche, wie wir sie in Polen machten, werden sich nicht wiederholen. Bis jetzt aber hat er unrecht, unser Chef. Sollte er sich täuschen oder steht uns noch anderes bevor?

Trotz des Artilleriefeuers vorne schlafen wir wie die Götter. Kein Wunder nach dem ewigen Marsch durch die glühende Sonnenhitze.

*

„Alarm!“

Im Nu ist alles auf den Beinen. Schnell wirft Sepp unserem „Mohammed“ den Sattel über. „Los, verlasten.“ Nach einer halben Stunde ist alles marschbereit. „Das Frühstück fällt heute wohl aus!“ stellt Sepp traurig fest.

Haut Fays.

Die Straße ist voll von vormarschierenden Truppen. In drei Marschsäulen geht es vorwärts: Fußtruppen, bespannte Einheiten, motorisierte Kolonnen. Der Ort ist leer und verlassen, Fenster und Türen stehen alle sperrangelweit offen. Unsere Fahrzeuge sind mit einem ganzen Wald von Zweigen gegen Fliegersicht getarnt worden. „Langsam wird's jetzt ernst!“ glaubt Fred

und beißt ins Knäckebrot. Wir haben schon einige Erfahrungen gesammelt in Polen. Zwischen der Last am Sattel „Mohammeds“ baumelt jetzt immer eine gefüllte Feldflasche und ein Beutel mit Knäckebrot für alle Fälle.

Nach Gedinne marschieren wir wieder durch herrlichen Laubwald. „Der Schatten tut gut,“ jeder stellt das fest. In einer Lichtung stehen Panzer, die wir überholen. Die Straße wird immer schmäler und staubiger, das Gelände ist sehr hügelig.

Für eine kurze Strecke setzt der Wald aus und die Sonne brennt furchtbar auf den steilen, sandigen Weg. „Rechts ran!“ Die ganze Kolonne entlang wird geflucht. Die Fahrzeuge fahren ganz an den Straßenrand. Jetzt rollen die Panzer wieder vor. Sie kommen kaum an uns vorbei, so schmal ist die Straße.

Dann stockt es vorne wieder. Saboteure haben die Straße gesprengt. Ein zehn Meter tiefer Trichter klafft. Fieberhaft und schwitzend werken die Männer, Hemd und Waffenrock sind ausgezogen. Pfähle werden gerammt, Bäume gefällt. Nach einer Stunde können wir das Loch passieren mit den schweren Fahrzeugen.

„Wir können jetzt nicht mehr weit zur französischen Grenze haben,“ sagt gegen Abend Fred und studiert seine Karte. Höchstens noch zwei oder drei Ortschaften, dann sind wir so weit. Aber das schaffen wir heute nicht

Vorbei an brennenden Öltanks geht der Verfolgungsmarsch

mehr. Der Weg war weit und sehr bergig. Jetzt geht es wieder durch Unterholz. Die Belgier haben die schmale Straße mit großen Bäumen verrammelt und die Pioniere schuften wieder. Die Bergschuhe werden innen voll Sand, es ist ein ekelhaftes Gefühl.

„Die Zigaretten, die es hier gibt, sind mindestens genau so schlecht wie die in Polen," konstatiert Fred und hält eine blaue Packung der schwarzen Giftnudeln in der Hand. Aber geraucht werden sie doch, wenn wir auch sehnsüchtig auf die Verpflegungswagen warten, die deutsche Zigaretten mitbringen.

Dann grüßt uns eine schmale Kirche mit spitzem Turm. Willercie. Hier haben schon unsere Bomber Besuch gemacht. Einige Häuser sind zerstört, Schweine und Hunde laufen auf der Straße herum. Alles ist voll Soldaten. Es geht an einem Friedhof vorbei.

„Da, schau her," schreit Fred, „die ersten Gefangenen!" Hinter dem Friedhofsgitter stehen Belgier und Franzosen in Stahlhelm oder Feldmütze, die Zigarette im Mund und schauen auf die Straße. Auch Neger sind darunter, die uns blöde anglotzen. Wir weichen von der Straße ab und laufen über einen Feldweg gegen den Wald zu.

Dann treiben wir Zeltstangen in den weichen Moosboden. Wir biwakieren hier im Wald. Auf der Wiese vorne laufen herrenlos einige schwere belgische

Pferde, die unser Futtermeister gleich einfängt und für die sofort Geschirre verpaßt werden. Für alle Fälle —

Erst nachts zwei Uhr kommen wir zur Ruhe. Das Bad in dem schmalen, aber tiefen Bach hat gut getan. Vorne donnern wieder Geschütze und hoch über uns kreisen Flieger. Sind's Deutsche oder Franzosen?

Es ist kalt. Eng zusammen liegen wir im Viererzelt und fröstelн. Die Nacht ist sehr dunkel, aber sie verschluckt nicht die Geräusche um uns. Im Dickicht wiehert manchmal ein Pferd und vorne auf der Straße marschieren Truppen, Truppen, Truppen, endlos die ganze Nacht. Der deutsche Soldat marschiert. Zäh und entschlossen und stumm. Wenn ihm das Herz auch pocht, er hört nicht darauf. Nur immer weiter — weiter — hinter allem steht ein großer Wille.

Es ist noch kaum Tag—die Uhr zeigt gerade fünf—, geht es wieder zurück nach Willercie und weiter auf der großen Straße. Vorne an der Ecke steht eine Frau vor ihrem Haus. Schweigend schaut sie uns zu. Sie steht vor der Tür, als wolle sie den Eingang mit ihrem Leben verteidigen. Wir aber ziehen stumm vorbei. Vielleicht denken wir daran, was wohl unsere Frauen tun würden, wenn der Feind bei uns wäre —. Auf einmal schlägt sie den Kopf an den Türpfosten und hält die Hände vor das Gesicht. Sie weint. Man sieht das am Zucken ihrer Schultern.

„Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher!" zitiert Fred bedächtig und zieht sich sein blaues Tücherl wie einen Selbstbinder um den dreckigen Hals.

Es geht über eine Notbrücke, vorbei an einer zerfallenen Wirtschaft. Dann führt die Straße in großen Serpentinen aufwärts.

Die kühle Morgenluft tut gut, wenn auch die Sonne schon wieder da ist und auf den Hang brennt. „Wenn wir die Höhe haben, sind wir an der Grenze," meint Fred. Wir gehen unwillkürlich schneller. „. . . marschieren wir nach Frankreich hinein . . ." summt Sepp vor sich hin und trottelt vor „Mohammed" her.

Schweigend wird jetzt bergauf marschiert. Es ist kein Schweigen der Schwäche oder der Angst, sondern eine gewisse Feierlichkeit in uns. Nach Frankreich — den Vätern nach — wir wollen uns unsere Ehre wiederholen!

Links und rechts Granateinschläge und verlassene Schützenlöcher. Drüben zieht sich auch ein Drahtverhau längs der Straße. Dann stehen wir vor einer Ortschaft. Vielleicht zwanzig Häuser mögen es sein. Aber es stehen nur mehr Steinhaufen und rauchendes Gebälk. Tot und verlassen ist der Ort. Es steht aber wirklich keine Wand mehr ganz. Nur der Schlagbaum ist noch heil. Daneben die runde Scheibe mit der Aufschrift „Douanes Françaises".

Stumm und mit einer seltsamen Andacht betreten wir den französischen Boden. Unsere Väter und manche aus unseren Reihen marschierten vor fünfundzwanzig Jahren dieselbe Straße.

Am Ortsausgang die erste verlassene französische Stellung. Ausgezeichnet getarnt, da, wo die Straße einen Bogen macht, liegen im Wald versteckt die Schützenlöcher und Maschinengewehrnester. Davor ein Soldatengrab. Ein deutscher Stahlhelm hängt auf dem Kreuz. Direkt in der Mitte von einem Schuß durchlöchert.

„Der erste," sagt Fred leise. Dann sind wir vorbei. Am Rand der Straße, gedeckt durch Buschwerk, stehen die Troßfahrzeuge unserer Jäger. Es geht langsam vorwärts, alle paar hundert Meter stehen wir wieder eine Viertelstunde. Das ermüdet sehr.

„Der 16. Mai ist heute," brummt Sepp, „das müssen wir uns merken!"

„Wir kommen heute noch über die Maas!" Fendt bringt die Meldung von vorne. „Die Pioniere sind schon bei der Arbeit."

Langsam werden wir vorgezogen. Im Wald gibt die Feldküche Tee aus. Das heiße Getränk löscht wenigstens für eine halbe Stunde den schrecklichen Durst, wir sind ja alle wie ausgebrannt von der Sonne. Dann geht es in weiten Kurven abwärts nach Fumay.

Motorisierte Truppen fahren vor uns und jagen uns den Staub ins Gesicht. Wir verwünschen die Gesellschaft jeden Tag.

Fumay ist von den Belgiern ausgeplündert. Seit zwei Stunden liegen wir auf dem heißen Straßenpflaster und dösen. Scheinbar sind die Pioniere vorne mit dem Brückenbau noch nicht fertig. Die Maas können wir noch nicht sehen. Aber die steile, bewaldete Höhe auf dem anderen Ufer schaut zu uns herüber.

„Da drüben muß die als uneinnehmbar verschriene Maasstellung der Franzosen sein," meint Sepp. Es ist uns unbegreiflich, wie dieser natürliche Wall so schnell fallen konnte. „Bei uns wären sie da nicht hinübergekommen."

„Da werden wohl unsere Bomber dahinter gewesen sein," sucht Fendt zu erklären. Fred ist irgendwohin verschwunden. Wir dürfen, so wir noch etwas finden, Eßwaren aus den Häusern holen. Gegenüber der Fleischerladen ist leer und keine Wursthaut mehr in dem Kühlschrank zu finden. Aber es dauert keine Viertelstunde, kommt Fred bepackt wieder an. Unterm Arm klemmt er zwei lange herrliche Weißbrote. In dem alten durchlöcherten Kübel, den er in der rechten Hand trägt, stecken ein paar Fleischbüchsen, eine Flasche Sekt und ein Steinkrug. Wir ziehen unsere Messer. Wer hat einen Korkzieher? Brotzeit.

Das Weißbrot schmeckt wunderbar. Und das Cornedbeef ebenfalls. Der Sekt ist ausgezeichnet. Fred studiert wie ein alter Genießer den Steinkrug und versucht das Etikett zu entziffern. „Das muß ein prima alter Likör sein," stellt er fest. Andächtig schließt er die Augen und setzt an. „Mensch, hör nur wieder auf, laß uns auch was," plärrt Sepp, dem das Wasser schon im Mund zusammenläuft. Im gleichen Augenblick aber rumpelt Fred wie von einer Natter gebissen auf — „Pfui Teufel —" — In weitem Bogen spuckt er den „Likör" auf das Pflaster. Er ist ganz blaß geworden, trotz des Sonnenbrandes, er getraut sich den Mund nicht mehr zuzumachen und rollt die Augen. „Ist der sooo scharf?" fragt ihn Sepp, der ihm die Flasche schon aus der Hand genommen hat. „Trink nicht!" schreit Fred, „weiß der Teufel, das ist alles, nur kein Schnaps!"

Sepp betrachtet verwundert das Etikett, während sich Fred an die Mauer lehnt und den heiligen Ulrich anruft. Da kommt Vahrendorff vorbei, unser Dolmetscher. „Magst das nicht schnell übersetzen?" „Klar, Sepp, aber das ist nichts zum Saufen, das ist französische Möbelpolitur! Mit dem Zeug kannst beim nächsten Pferdeappell deinen „Mohammed" polieren, damit du nicht auffällst."

Unter allgemeinem Gelächter marschieren wir end-

lich weiter, verlassen Fumay und laufen an der Maas entlang bis zur Brücke. Immer wieder stockt die Kolonne. Wir sind so müde in der Sonne, die Kehle ist trocken; schon längst ist unsere Feldflasche an „Mohammeds“ Sattel leer, da Fred seinen frisch polierten Schlund spülen mußte; der Rucksack drückt, die Patronentasche, die Gasmaske, der Helm und die Knarre. Wir wischen uns dauernd den Schweiß von der Stirne.

Endlich ist es dann so weit. Halb im Wasser liegt die große eiserne Maasbrücke, die die Franzosen in die Luft gesprengt haben. Dicht daneben steht die Pionierbrücke. Vorsichtig tut „Mohammed“ den ersten Schritt auf die schwankenden Bretter. Revin heißt der Ort auf der anderen Seite der Maas. Keine Fensterscheibe ist mehr ganz. „Das kommt von der Brückensprengung,“ sagt Fendt. Die Häuser am Ufer sind schwer in Mitleidenschaft gezogen worden, es stehen nur mehr Trümmer. Drüben zieht sich die Straße durch die Ortschaft bergauf. Nirgends ist ein Mensch zu sehen. Die Barrikaden sind auf die Seite geräumt, es geht jetzt wieder gut vorwärts. Nirgends fällt ein Schuß. Doch die Löcher an den Hauswänden verraten uns, daß hier gekämpft wurde.

Immer bergauf geht es. Links und rechts der Serpentinenstraße liegen umgestürzte Wagen, liegen Stahlhelme, Mäntel und die ersten toten Neger. Sogar ein

paar Niggerweiber in dicken schwarzen Strümpfen und rotem Wollschal finden wir darunter. Und je weiter es hinaufgeht, desto schlimmer wird es.

Unsere Bomber, unsere Vorausabteilung und unsere schwere Artillerie haben hier mustergültig gearbeitet. Die breite Straße mit den Trümmern des geschlagenen Feindes erinnert beinahe an Polen. Zu Tausenden liegen Gewehre, Helme, Gasmasken, Brotbeutel im Graben. Manchmal ist die Straße aufgerissen. Zu beiden Seiten dichter Jungwald, der manchmal den Blick freigibt auf verlassene Artilleriestellungen, auf Schützengräben, Drahtverhaue, auf Truppenunterkünfte mit niederen Wellblechdächern.

„Das war also die berühmte Maasstellung," sagt Fred, der sich von seiner Roßkur schon wieder erholt hat. „Halb ausgehobene Gräben. Schau nur, der lächerliche Drahtverhau! So was gibt's heute noch! Die haben schon gar nichts gelernt, da fahren ja schon unsere LKW darüber —"

Nur zu deutlich sieht man hier den Schwindel und die Korruption, denen das französische Volk zum Opfer fällt. Riesige Steuersummen mußte man bezahlen für die „Daladierlinie", und das verhetzte Volk bezahlte sie, weil ihm die Notwendigkeit dieser Befestigungen eingebleut wurde. Aber überall zieht sich um die Stellungen ein hoher Zaun. „Betreten verboten!" steht auf

den Schildern und Postenunterkünften. Das Volk durfte nicht sehen, daß die Millionen in die Taschen der regierenden Männer flossen.

Alle halbe Stunde sehen wir mal einen kleinen, zusammengeschossenen Bunker. Nur Stacheldraht ist überall gezogen, mit dem wurde nicht gespart. Die „Schützengräben" sind zum großen Teil nur 70 Zentimeter tief.

Tote, stinkende Pferde liegen vor umgeworfenen Wagen. Die Straße ist weiß von Papierfetzen, überall liegen Uniformen, Schlafdecken, da und dort gefallene Neger. Fred hat einem Toten die Regimentsnummer abgeschnitten, auch ein Soldbuch hat er erwischt. „Es muß uns die 87. afrikanische Division gegenüberliegen," behauptet er.

Rastlos geht es vorwärts. Unser Sanitäter hat sich dem Trupp angeschlossen. Er ist glücklicher Besitzer eines Dienstrades. Abwechslungsweise darf es jeder von uns benützen.

Es wird rasch dunkel. Wir marschieren in Rocroi ein. Auch hier ist die ganze Stadt verlassen. „Wo nur die Leute hin sind?" fragt Fendt. Uns ist es auch ein Rätsel. Nicht der älteste Greis ist noch hier. Mit Mann und Maus ist alles davongelaufen. In den alten Festungsanlagen werden unsere Pferde untergebracht. Wir haben uns das Haus des Rechtsanwalts Levèbre

als Quartier herausgesucht. Mit Kerzenlicht durchstöbern wir das Haus vom Keller bis zum Speicher. Weinkeller, gebrauchsfertige Küche, sogar mit Gasanschluß und ein paar, allerdings ungemachte Betten stehen zur Verfügung. Sepp war auf Suche und hat Eier gefunden. Dazu gibt es noch einige Einmachgläser mit Kirschen. Das genügt. Ein paar Flaschen Sekt für den Durst. Sepp macht den Koch und fabriziert mit seinen dreckigen Händen Berge von Rührei.

Dann geht's ans Schlafen. Da im Schlafzimmer nur drei Mann bequem liegen können, hauen wir uns in die schönen Lehnsessel. Wohl zum erstenmal in unserem Leben haben wir uns heute mit Sekt rasiert. Die Wasserpumpe funktioniert nicht und mit irgend etwas muß man sich schließlich den Bart einseifen. Wir haben heute 35 Kilometer zurückgelegt, es ging viel bergauf und die Sonne brannte furchtbar. Kein Wunder, daß wir schlafen können.

In aller Herrgottsfrühe stehen wir wieder auf der Straße. Wir sind wieder frisch und munter und der frische Luftzug am Morgen tut gut. Abmarsch.

Gerade fährt eine Beiwagenmaschine vor. Drei Jäger. „Gibt's hier irgendwo etwas zu trinken? Unsere Kolonne ist die Nacht durchmarschiert und hat Durst?"

„Klar, Kamerad! Dort hinten, beim Rechtsanwalt Levèbre ist der ganze Weinkeller voll!"

Die Jäger fahren zurück. Ein paar Minuten später peitscht der Knall einer Explosion durch die morgendliche Stille. Die ganze Rückseite des Hauses, in dem wir heute Nacht geschlafen haben, fliegt in die Luft. Die Jäger sind auf eine Tellermine getreten, die irgendwo unter der Treppe eingebaut war.

„Da haben wir wieder mal Schwein gehabt!" meint Fred. Uns wird das für die Zukunft eine Lehre sein. „Hoffentlich ist den Kameraden nichts passiert!"

Bergab — bergauf — 28 Kilometer. So „kurze" Strecken tun uns jetzt nicht mehr weh. Nur die stechende Sonne —

Watigny. Verlassen und ausgestorben. Es ist erst Nachmittag, aber allem Anschein nach bleiben wir hier. Ein nettes Häuschen ist unsere Unterkunft, ein freundlicher Garten liegt dabei, sogar eine Glasveranda. So ein Luxus! Der Keller liefert alles, was wir brauchen, um der Feldküche nicht „zur Last zu fallen". Große Steinkrüge mit vielleicht 500 Eiern, schöne Schinken, Würste, fast 50 Gläser mit eingemachten Schnitzeln — alles ist da. In der Küche brodelt es. Sepp ist ganz groß in Fahrt. Wir stehen im Garten vor dem Wasserzuber. Deutsche Bomber fliegen hoch über uns, der Front zu.

„Fertig, hereinkommen!" schreit Sepp aus der Küche. Auf dem Tisch stehen große Schinkenscheiben

mit Eiern, auch Salate hat der Teufelskerl gemacht. „Wer Schnitzel will, kann auch solche haben! Hier sind die Bestecke —" Uns lacht das Kriegerherz.

Taktaktak — taktaktak — taktak —

Stühle werden umgeworfen, irgendwo zerkracht ein Teller am Boden. Fred hat die Tür aufgerissen.

Dicht über uns rast eine Morane und schießt, was nur aus dem Maschinengewehr herausgeht. Gerade rasen mit 80 Kilometertempo Fahrzeuge einer Panzer-abwehrkompanie in das Dorf. Ein Pfiff. Bremsen kreischen. Mit ihrem rasendem Tempo reißen die Fahrer das Steuer herum, daß zwei Räder in der Luft hängen. Man glaubt, sie rennen alle an die Hauswand. Doch zwei Zentimeter vor dem Scheunentor steht der Wagen vor uns, schon sind die Jäger heraus und rennen ins Haus. Das war eine Meisterleistung.

Taktaktak — taktak —

Surrend spritzen die Einschläge die Straße entlang. Vorne brüllt ein Muli. „Den hat der Hund erwischt!" brummt Fred, der seine Knarre durchlädt und schießt. Wenn wir nur den Kerl erwischen würden! Unsere Patronen sind alle. „Aber Schneid hat er, das muß man ihm lassen."

Unser feudales Essen ist kalt geworden und Sepp hat wieder Arbeit. Wir haben jetzt Fliegersicherungen ausgestellt. Ein zweitesmal kommt er uns nicht mehr aus.

Es dauert keine fünf Minuten, da rast der freche Kerl auch schon an. Vielleicht zwanzig Meter über unseren Köpfen hinweg. Aber mit dem Maschinengewehrfeuer hat er nicht gerechnet. Da — eine lange schwarze Rauchwolke — heulend pfeift der Wind durch sein Leitwerk — dann bohrt sich die Nase der Maschine tief in den von der Sonne hartgebrannten Ackerboden. Eine Stichflamme — —

Unser Fahrtroß hat irgendwo ein französisches Magazin entdeckt. Plötzlich fährt einer unserer Lastwagen vor, vollbepackt mit Kisten: Orangen, Bananen, Ananas die Fülle. Dazu die guten Keks mit Schokoladeeinlagen. Fred hat das Knäckebrot aus dem Beutel an „Mohammeds" Sattel schon mit den Keksen vertauscht und wir machen uns über die Bananen und Orangen her, bis uns der Bauch bald platzt.

Vorne an der Straße marschieren endlose Kolonnen gefangener Belgier und Franzosen zurück. Nur ein paar Landser als Bewachung. Am Abend schreiben wir Briefe. Die Feldpost funktioniert jetzt ganz gut. Die Postleute haben große Schwierigkeiten zu überwinden. Heute, am 18. Mai ist ja Lieb-Erikas Namenstag, und das darf man auch im Krieg nicht vergessen —

*

Die Erde droht zu einem Ziegelstein zu verbrennen. Unbarmherzig und grausam ist die Sonne, die uns die Haut vom Gesicht zieht. Es geht vorwärts, immer nur vorwärts, dem Feind nach. An allen Fronten!

Im letzten Quartier in Watigny haben wir dank unserem treuen Kofferempfänger wenigstens etwas von der allgemeinen Lage erfahren. Jetzt wissen wir, daß die Festung Holland überrannt ist und das deutsche Heer in der Linie Antwerpen—Löwen—Namur bis Sedan im Vormarsch ist. Vor uns sind unsere motorisierten Truppenteile im Anmarsch auf St. Quentin.

„Das geht wie am Schnürl,“ lacht Fendt vor sich hin. Wir hätten das nie geglaubt.

St. Michel wird passiert. Mein Vater hat mir doch immer von diesem Ort erzählt. Es stehen lauter neue Häuser da mit roten Ziegelmauern. „Alles, was hier steht, ist mit deutschem Reparationsgeld bezahlt,“ schimpft Sepp. Französische Panzer stehen verlassen auf dem Marktplatz. Kameraden von der schwarzen Waffe sind gerade dabei und pinseln über die französischen Abzeichen unsere Kreuzbalken. „Die verwenden wir wieder,“ ruft uns einer lachend zu, „die Karren sind alle noch gebrauchsfähig!“ Eine halbe Stunde später rattern sie auch schon vorbei. Sechs — sieben — neun Panzer. Richtung: Frankreich.

„Vor uns muß eine ganze Panzerdivision sein,“

vermutet Fred, „da wir überhaupt nicht zum Schuß kommen!“ Überall liegen die Trümmer geschlagener und fliehender Heerhaufen.

Rechts an der Straße halten motorisierte Kolonnen. Die Fahrer teilen Weinflaschen aus, für unseren Durst. „Ihr habt nicht mehr weit nach Hirson,“ antworten sie auf unsere Fragen. Der erste Wagen, vorne am Eingang der Stadt, sammelt die leeren Flaschen wieder. Wir marschieren lachend vorbei, in die Stadt. Die Straßensperren liegen gesprengt abseits. Auch Hirson ist leer von Zivilbevölkerung. Es sieht zuerst aus, als ob hier alles heil geblieben wäre. Je weiter wir aber in das Innere der Stadt kommen, desto furchtbarer ist das Bild. Trümmer, nichts als Trümmer, Scherben und verbrannte Autos.

Wir laufen am Güterbahnhof vorbei und verlassen ohne Aufenthalt die Stadt. Schnurgerade ist die schöne Alleestraße vor uns, nur manchmal liegen im Graben Pferdeleichen, die die Luft verpesten. „Vervins — 10 Kilometer!“ steht auf einem Wegweiser. Es dämmert, dann wird es Nacht. Aber immer noch marschieren wir. Das ewig alte Lied —

Es ist 22 Uhr. An dunklen Hecken vorbei tappen wir in die Finsternis. Wir sind in Vervins. Es geht einen Seitenweg entlang, vorne muß ein großer Obstgarten sein. Manchmal flammt eine Taschenlampe auf.

„Sofort Lichter aus!“ „Fliegergefahr!“

Da zucken auch schon die Scheinwerfer auf! „Wo kommen denn die auf einmal her?“ wundern wir uns alle. Und dann scheint die Hölle loszusein. Donnernd heulen über uns Motoren. Rasendes Flakfeuer hämmert — zischend zieht die Leuchtspurmunition ihre Bahn zum nächtlichen Himmel. „Fünf Batterien sind das mindestens,“ meint Fred. Wir haben den ganzen Tag über keine Flak gesehen, die uns anscheinend unsichtbar begleitet hat. Ein imposantes Feuerwerk — —

In einem verlassenen Haus an der ersten Straßengabel finden wir ein Schlafzimmer, das uns für drei Stunden beherbergt. Um fünf Uhr früh geht es wieder weiter. Richtung Laon. Beim Abmarsch richtet eine Sanitätsstaffel im Schulhaus gerade ihr Feldlazarett ein. Von einem Sanitäter hören wir, daß die französischen Bomber in der Nacht auch den noch stehenden Rest von Hirson in Trümmer geworfen haben. „Hoffentlich ist unserem Zahlmeister nichts auf den Kopf gefallen,“ sagt Fendt, „der war in dieser Nacht in dem Nest.“

Es geht gut vorwärts. Trotz der Mittagshitze. Wir haben uns seitwärts in die Büsche geschlagen und stolpern einen sandigen Feldweg entlang einem Wald zu. Dort soll gerastet werden. Fred und ich sind seit einer Stunde „beritten“. Auf Stahlrossen. In einer



Ganze Abteilungen von Gefangenen sind damit beschäftigt, uns den Weg durch das von den Franzosen selbst zerschossene Gien frei zu machen

Ortschaft fanden wir an die Mauer gelehnt zwei gebrauchsfertige Räder. „Ist mal ganz schön zur Abwechslung," meint Fred. Wenigstens drückt jetzt der Rucksack nicht mehr, wir haben das Gepäck auf das Rad gebunden und fahren im Schritt hinter „Mohammed" drein. Aber das kostet oft mehr Kraft als das Laufen, weil der Weg verdammt sandig ist. Außerdem hat die alte Karre keinen Freilauf, man muß andauernd treten. Bei Freds Rad ist schon zweimal die Luft ausgegangen. Er fährt auf der Felge weiter.

Die Rast im Walde ist eine richtige Erholung. „Wie doch alles prima funktioniert," schreit auf einmal Fendt und zeigt auf den Weg, den wir herkamen. Gerade schwankt unser schwerer Verpflegungswagen durch die Löcher dem Wald zu. „Der Zahlmeister ist auch mit dabei!"

Ein paar Minuten später werden deutsche Zigaretten verteilt, interessant erzählt der Zahlmeister von dem feindlichen Fliegerangriff auf Hirson, der unserem „Scheinwerfer" wie der Zahlmeister sinnvoll getauft wurde, seinen schönen Opelwagen gekostet hat.

Wer steigt denn da aus dem Lastwagen?

Fred führt einen Veitstanz auf. „Menschenskind, der Max!"

„Bist etwa durchgebrannt im Lazarett?" „Wie kommst denn du daher?!" Tausend Fragen stürmen auf

unseren Max ein, der zwar noch etwas lädiert ausschaut, aber lachend Antwort gibt. Er hat eine lange Irrfahrt hinter sich, bis er uns erreicht hat. Sogar bei den Sturmtruppen vorne war er schon. Es gibt viel zu erzählen, und darüber vergessen wir sogar unseren Kofferempfänger, den jemand aufgebaut hat. Fred zeichnet unseren Rastplatz in die Karte. Wir stehen vor Marle. Es ist nicht mehr weit nach Laon. Hier ist auch der Chemin des Dames, der Höllenweg des letzten Krieges.

*

Es ist Nacht. Links muß der Chemin des Dames liegen. Vorne, weit vorne rasselt das Feuer der Front. Am Wegrand stehen Kühe, die uns anbrüllen. Ihre Euter hängen schwer, zum Zerplatzen. Die armen Tiere! Man kann manchmal den Gedanken nicht halten, daß hier wie dort Kulturmenschen sind — — Plötzlich überkommt einen die Wut, Wut gegen diese gottverlassenen Totengräber dort drüben, jenseits des Kanals. Unwillkürlich wird der Schritt schneller, schneller klappern dann Schanzzeug, Seitengewehr und Stahlhelm am Koppel.

Die Hand krampft sich um das Gewehr. Wartet! Wir kommen! So billig ist das Dasein nicht! Wer

nicht glaubt, kann niemals siegen! Und wir glauben! Wir glauben, daß Deutschland ewig ist — —

Weit vor uns brüllt die Front, zucken Mündungsfeuer. Mir ist es oft wie ein Traum. Was unsere Väter erzählten, was wir aus den vielen Kriegsbüchern lasen, was uns wie eine Heldensage vorkam, ist jetzt unser ureigenstes Erleben geworden. Ist es dasselbe, was wir heute erleben? Ich glaube nicht.

Und doch kommt es heute stärker als je zum Bewußtsein, daß wir jetzt nur hier sein können, weil links und rechts unserer Straße die Heldengräber der Väter liegen. Mir ist's, als erlebten wir jetzt die ungeschriebenen Kapitel jener Bücher — —

Neun Monate Krieg. Fast tausend Kilometer sind wir bis heute zu Fuß marschiert. Und endlos lang ist noch die Straße vor uns im Mondlicht, die hineinführt in das blitzende Mündungsfeuer, oft zerfetzt und zerrissen von Granaten und Bomben. Wir marschieren stumm, nur die Gedanken jagen.

Es ist mancher in unserer Kolonne, der das Eiserne Kreuz des Weltkrieges trägt, der damals schon diese Straße marschierte, um den Tod zu suchen und dafür das Leben fand — —

Hier liegen wieder ein paar tote Pferde, einige Neger. Die Muli schnauben, springen einen Schritt zur Seite. Zügel beruhigen. Dort liegen umgeworfene

Karren, Munitionskisten, Flüchtlingshabe — — „Da liegen ja auch Flüchtlinge und schlafen," sagt leise einer. Frauen, in grellrote Decken gehüllt, sie sind zu Tode erschöpft.

„Da drüben, das ist jetzt der ‚Damenweg'!" Einer, der damals schon dabei war, zeigt hinüber zu der Straße, die von links in das Dunkel führt. „Diese furchtbare Straße, die hinweggeschwemmt von Menschenblut, zerrissen und zerfetzt von Tausenden von Granaten eines der großen Schlachtfelder des Weltkrieges war."

Blutrot zuckt der Himmel. Rechter Hand suchen unruhig Scheinwerfer. Die Luft ist mit Spannung geladen. Es riecht nach Krieg. Die Straße scheint in die Unendlichkeit zu führen. Leise schaukeln zu beiden Seiten Pappeln. Der Weg ist übersät mit Trümmern, der Teerbelag aufgerissen.

Wieder kauern Flüchtlinge im tauigen Gras. Die meisten schlafen. Frauen zucken zusammen, wenn vorne eine Leuchtkugel pfeifend in die Höhe steigt und ihre grausige Not unbarmherzig mit taghellem Licht überschüttet. Kinder weinen. Manche Pappeln sind angesägt: nutzlose Straßensperren.

Man kann die Flüchtenden nicht weiter nach rückwärts jagen. Sie sind am Ende ihrer Kraft, sie können nicht mehr. Mit eingefallenen Wangen, barfuß, ver-

dreckt, zerrauft, verängstigt, ruhelos, gehetzt, so liegt hier vor den staubigen Bergschuhen deutscher Gebirgssoldaten auf der Straße nach Laon die „Grande Nation" im Straßengraben.

Irgendwo heult ein Hund.

Aus den Stämmen der scharf gegen den Himmel abzackenden Pappeln tritt vor uns plötzlich ein Mann, ein Bauer. Ohne Schuhe, das Hemd zerfetzt am Leib, die Hose zerrissen, bleich. Das fahle Mondlicht macht ihn fast zum Gespenst. Seine Rechte umklammert eine Sense. Steht dort mit hohlen Augen der Tod?

Vor ihm liegen Kinder. Fröstelnd haben sie sich in ein Tuch gewickelt. Was glitzert diese Decke im Silberlicht? Es ist eine Fahne, ein Fahnentuch —

Taschenlampen blitzen auf. Auf der goldumfransten Trikolore steht in silbernen Buchstaben „Oublier — jamais!" „Vergessen — niemals!" Es mag wohl die Fahne eines französischen Soldatenbundes gewesen sein, unter die sich jetzt die Kinder vor der Kälte der Nacht verkrochen haben.

Ein Bild von einmaliger Symbolkraft. Uns allen unvergeßlich. Hier schwingt der Tod, der Sieger aller Schlachten, seine Sense über dem Banner Frankreichs, über seine Kinder, seine Zukunft, über seine Fahne, sein verspieltes Symbol. Und — selbst der Sensenmann ist ein Franzose — —

Wir marschieren lange stumm und ohne Worte. Uns ist, als hätten wir das Schicksal Frankreichs gesehen.

*

„Schau da hinüber!" Fred zeigt an den Waldrand linker Hand. „Da — dort —" Panzer über Panzer liegen dort drüben zusammengeschossen. Breite Fahrspuren zeigt die Wiese. Hier hat eine gewaltige Panzerschlacht getobt. Daher das Schießen während der gestrigen Nacht. Über 80 bis 100 französische Panzer liegen da, meist zerschossen und unbrauchbar gemacht.

Die Brücke bei Crecy ist gesprengt. „Ist doch sinnlos, was der Franzmann da tut," schimpft Sepp. Er hat recht, mit solchen Mätzchen kann man den deutschen Soldaten nicht aufhalten.

Auch St. Gobain ist leer und verlassen. Der Marsch war weniger heiß, es ging durch schönen schattenspendenden Hochwald.

Fred pumpt an dem quietschenden Brunnen und das kalte Naß läuft herrlich über den heißen Schädel. Wir haben nicht mehr weit ins Quartier. Noch eine Viertelstunde, bergab, im Wald. Fred ist es eine Ehrensache, daß er etwas zum Essen und zum Trinken mitbringt, wenn's ins Quartier geht. Wir sind mit den Rädern vorausgefahren und durchstöbern ver-

schiedene Keller von St. Gobain. Die Jäger waren schon vor uns da, aber ein paar Flaschen Sekt sind schon noch übrig für unseren Trupp. „Eine brauchen wir wieder zum Rasieren," lacht Fred, im Wald gibt es wahrscheinlich keine Waschgelegenheit. Vollbepackt mit guten Sachen brausen wir auf unseren Rädern bergab.

Sepp ist schon am Ablasten. In der Stube des einzigen Hauses, das weit im Umkreis steht, haben wir unser Nest eingerichtet. Die Feldküche ist vorgefahren und gibt die Mittagskost aus. Es gibt große Fleischportionen. Wir leben seit Tagen von französischen Heeresbeständen.

Fendt sitzt auf der Straße, hat Schuhe und Socken ausgezogen und lüftet seine Füße. Im Garten rennt ein niedlicher kleiner Esel herum, der wohl dem Besitzer des Hauses gehören mag. Ihm geht es heute besonders gut, es ist auch ein liebes, nettes Kerlchen, dem viele einen guten Brocken zustecken. Fressen tut er alles.

Sepp vernagelt die Fenster mit Brettern, wegen der Verdunkelung. Da fährt unser Melder vorbei. „Brauchst dir die Arbeit nimmer machen, Sepp!" ruft er ihm zu, „es geht in einer Stunde schon wieder weiter!" Fluchend steigt Sepp von der Leiter, gerade wie ich vom Heuschober ein Bund herunterwerfe, das wir als Matratze verwenden wollen. „Depp, damischer," schreit

er zu mir herauf, „jetzt brauchst du mir nur noch den Dreck auch auf den Kopf schmeißen —"

Sein Gespräch wird gleich unterbrochen. Es sollen noch feindliche Panzer im Rücken sein. Panzerschützen übernehmen die Sicherung auf der Straße. Es geht sofort wieder weiter, nach vorne. Über hügeliges Gelände wälzt sich unsere Kolonne. Wir müssen bald an den Oise-Aisne-Kanal kommen.

*

Fernsprecher ziehen im Laufschritt ihre Strippen durch Coucy. Fendt und Max sind mit vor nach Coucy le Château, wo unsere Beobachtungsstelle eingerichtet werden soll. Wir sind am Feind.

Wir suchen uns das sicherste Haus in der Ortschaft. Sepp sorgt wieder mustergültig für die Verdunkelung, obwohl es erst Mittag ist. Dann kramt er draußen in der Küche herum, er hat Tee gefunden und will Wasser zusetzen. Der alte Spirituskocher brennt ausgezeichnet.

Ein paar Jäger, die vorne am Ortsausgang auf Feldwache waren, gehen wieder nach hinten zu ihrer Truppe. Sie geben uns den Schlüssel zum Rathauskeller, in den sie ein paar Zivilisten gesperrt haben. „Wir haben sie gleich heute früh erwischt, vielleicht sind

das die Brüder, die das Artilleriefeuer von hier aus so gut leiteten. Der Franzmann schoß nämlich verdammt gut in das Nest!"

Bis jetzt haben wir noch nichts gemerkt. Die Straße ist nur voll Scherben von zersprungenen Fensterscheiben. Wir haben einen alten Gefreiten bei uns, der schon im Weltkrieg hier war. „Ganz in der Nähe stand damals die ‚Dicke Berta', die nach Paris schoß!" erklärt er, dieweil wir uns möglichst wohnlich einrichten

Huuiii — huiiii huuiii — rätsch bumwumm —

Heulend ziehen Granaten ihre Bahn. Feuerschein huscht blaß über das zerrissene Pflaster und surrende Splitter zersingen im Umkreis. Das war verdammt nah! Stinkender Qualm, stäubende Erde, Brocken fallen auf die Straße.

Fred hat mich am Arm gepackt. So schnell haben wir den Stahlhelm wohl noch nicht aufgesetzt. Geduckt pressen wir uns an die Wand des Zimmers. Haarscharf ballern die Granaten, auf den Zentimeter genau auf das Straßenkreuz vor unserer „Wohnung".

Krachen — Scherben — — Zum Fenster herein segeln tote Karnickel — — Wir schauen uns an. Was soll das?

Drüben auf der anderen Straßenseite stand im Garten ein Karnickelstall. Sepp hat schon mit den

Tieren geliebäugelt und nach einer Bratpfanne Umschau gehalten. Jetzt wirft uns der Luftdruck die Hasen tot vor die Füße ins Zimmer.

Huuuiii — rätsch — huiiii wummmbum — —

Ungemütlich — mulmig — — Hier muß doch auch irgendwo ein Kellerloch sein. Ich rechne bestimmt, daß die nächsten Granaten direkt in das Haus schlagen. Die letzte Lage war schon verflucht nah.

Über die Kurve rennt wie ein Wiesel unser Max. Er schnauft und keucht. Los, geh rein, Kerl! Der Wagen, der links über der Straße steht, er wird wohl unserem Kommandeur gehören, ist durchsiebt von Splittern. „Wir müssen vor," sagt Max, „Befehl vom Chef. Hier halten wir es die Nacht nicht aus, die Brüder schießen drüben mit schwerer Artillerie. Die Ortschaft wird geräumt, wir gehen vor zum Château."

Huuuii — huuiii — geduckt rennen wir durch den Garten in das nächste Haus. Ein verwahrlostes Durcheinander — weiter — — Schon wieder pfeift es über uns und wir liegen flach auf der Erde. Dann klettern wir über eine kleine Leiter in die Burgruine Coucy le Château.

*

Heute ist der vierzehnte Tag, da wir noch immer in unserem Bunker, einem alten Weltkriegsunterstand,

hausen und hinüberschießen über die Ailette, den Oise-Aisne-Kanal.

Die Schlacht droben in Flandern geht ihrem Ende zu, während wir hier in Verteidigungsstellung gegangen sind. Unser alter Kofferempfänger funktioniert immer noch. „Die Kanalküste bis nördlich Calais in deutscher Hand. Die belgische Armee kapituliert. Die Engländer versuchen in rasender Flucht den Kontinent bei Dünkirchen zu verlassen!"

„Jetzt wird es bei uns bald losgehen, über den Kanal!" sagt Fred und schaut über den zerschossenen Schloßpark.

Eine Stunde später zuckt wieder der Himmel und dröhnt die Erde. Die Franzosen schießen regelmäßiges Abwehrfeuer. Drüben auf der anderen Seite des Kanals brennt ein Gehöft. Die Betonbrücke unten steht noch als einzig möglicher Übergang. Wir haben sie extra verschont mit unserem Artilleriefeuer.

Befehle kommen durch den Fernsprecher. Vorne an der alten Schloßmauer, wo sich der Fels tief hinunterstürzt in das Sumpfgelände vor dem Kanal, arbeiten die Männer vom Batterietrupp. Eifrig wird durch das Scherenfernrohr beobachtet. Wir wissen, daß der Franzmann in diesen Wochen da drüben an den bewaldeten Höhen fieberhaft an seiner „Weygand-Linie" gearbeitet hat und daß uns ein heißer Empfang

erwartet. Wie viele Batterien mögen wohl hinter dem Höhenrücken stehen? Jede Stunde schickt uns der Franzmann ja eine kleine Kostprobe herüber —

Unter uns haben sich die Jäger ihre Stellung gegraben. Wir wissen es alle, daß sie die Ausgangsstellung für die große Schlacht um Frankreich sein wird. Es kann nicht mehr lange dauern, bis der Befehl kommt: Vorwärts!

Die Batterien werden vorgezogen in den Wald. „Himmelsakra, jetzt schiaß'n s' schon wieder!" flucht einer und geht in Deckung. Die Kanoniere am Geschütz haben das Heransingen zu spät gehört. Mitten in einer Geschützbedienung krepiert die Granate und wirft nur mehr Fetzen in die Höhe —

Es wird dunkel. Im Schutz der Nacht räumen wir unseren Bunker, bauen ab und gehen in die Ausgangsstellung. Über uns kreist dauernd ein feindlicher Flieger und wirft Leuchtschirme.

„Haben die da drüben schon was gespannt?" fragt flüsternd Fred.

Noch zehn Minuten.

Noch fünf Minuten.

Vorne auf der B-Stelle errechnet man schnell noch die letzten Feuerkommandos!

Noch drei Minuten.

Die Kanoniere stehen am Geschütz. Wir wissen alle,

worum es geht. Die Waffenröcke sind ausgezogen, man arbeitet in Hemdsärmeln. Munitionsstapel liegen bereit.

Noch zwei Minuten.

Gedanken jagen. Ob Fred wohl auch den komischen Granatsplitter mitgenommen hat, der im Bunker lag. Den werde ich wohl meiner Erika schicken. Ja — wo steckt denn nur Martl, mein Bruder? Seit vierzehn Tagen habe ich keine Post mehr von ihm. Ob er schon über dem Rhein ist und die Maginot stürmt?

Noch eine Minute.

Die Richtschützen starren auf ihre Tabellen. Fäuste sind am Abzug. Zwei — eins —

Feuer! „Abgefeuert!" Das zweite Kommando — Da — da — — ein Feuerkranz steht plötzlich über dem Hang dort drüben, ein Feuerwall, der Himmel und Erde trennt. Geschütze aller Art und aller Kaliber speien todbringenden Stahl. Wie Zyklopenhämmern klingt es im Ohr. Der Morgen wird aufgerissen und zuckt in blutigem Kampf. Feuerkommando — Schuß — Abgefeuert. Die Kanoniere arbeiten wie die Wilden. Überall singt der Tod durch die Luft. Immer wieder brüllen die Rohre, schleudern unter Blitz und Donner den Tod hinüber über den Kanal.

Mit dreckigen Gesichtern, zusammengebissenen Zähnen und harten Augen arbeiten die Kanoniere. Jeder Griff sitzt, die Hirne sind eiskalt und die Herzen häm-

mern. Darauf haben wir vierzehn Tage lang gewartet. Es ist das gewaltigste Trommelfeuer, das wir bis jetzt erlebten.

Drunten am Kanal hocken unsere Jäger in ihren sumpfigen Stellungen, bereit zum Angriff. Jeder Schuß, der über sie hinwegwinselt, dem Feind zu, ist für sie Musik. Nur drauf, nur drauf! schlagen ihre Herzen. Sie wissen, daß wir ihnen den Weg bahnen wollen durch die Befestigungslinie.

„Das hört man weit," meint Fred und lacht grimmig, „so einen Morgensegen haben die Poilus drüben kaum erwartet!" Eine Stunde, sechzig lange Minuten hämmern die Granaten den Wald dort drüben, zerpflügen den Hang über dem Kanal. Dann schweigt das Feuer. Plötzlich — Totenstille ist wieder. Nur die Ohren singen noch von dem Lärm. Die Jäger liegen unverwandt in ihren Löchern. Noch ist der Befehl nicht da.

Da erzittert die Luft. Stuka neben Stuka. Auf heulen die Motoren. In rasendem Sturzflug fegen die Maschinen auf die Weygandlinie zu. Wir bringen unsere Gläser nicht mehr von den Augen. Man glaubt, sie zerschellen an den Baumwipfeln. Da reißt der Führer die Maschine hoch, unten spritzt haushoch der Dreck — Rauch, Qualm — Die da drüben müssen glauben, der Jüngste Tag ist angebrochen. Eine Stunde lang

fallen Bomben um Bomben auf die feindlichen Stellungen.

Dann treten die Jäger an zum Sturm. Wir machen Stellungswechsel nach vorne. „Da kann kein Schwanz mehr leben," meint Sepp und führt vorsichtig unseren „Mohammed" durch das sumpfige Gelände.

Aber schon — huiii — rätsch. „Mensch, Deckung!" Da drüben feuert noch ein französisches Infanteriegeschütz. Jetzt hämmern auch die Maschinengewehre — taktaktak — taktak —

Die kleinste Deckung ausnützend, arbeiten sich die Jäger vor zum Kanal und zu der Betonbrücke. Es geht über die Bahnüberfahrt. Schon schieben sich die ersten vorne vorsichtig an die Brücke, reißen die Sprengkapsel aus der Vertiefung, die die Franzosen gelegt haben. Die vordersten rutschen über das gewölbte Geländer langsam und vorsichtig hinüber auf die andere Seite. Wütend bellen drüben Maschinengewehre, besonders ein Granatwerfer macht verflucht zu schaffen. Verluste —

Schon sind die ersten drüben am anderen Ufer. Weiter vorne, gegen den Wald zu, rennen Pioniere mitten durch das MG-Feuer. Sie wollen eine Schlauchbrücke bauen.

Jetzt brüllt es wieder auf. Huiii — huiiiii — „Sakra, jetzt kommt's aber von drüben!" ruft Fred.

Der Franzmann legt ein wahnsinniges Sperrfeuer auf das ihm gerade abgezwungene Ufer. Deckung, Deckung! Nichts wie hinein in den sumpfigen Dreck! Macht nichts, wenn die ganze Uniform naß wird! Warum brennt denn die Sonne so unverschämt! Der Luftdruck der detonierenden Granaten drückt uns immer tiefer hinein in den Sumpf. Überall fault und stinkt das ekelhafte Zeug. Huii — huii — rätsch! rummmbum!

Verdammt! Die Brennesseln soll der Teufel holen. Ich habe keine Zeit, die tausend beißenden Schnaken abzuwehren. Nur Deckung! Jetzt geht's ums Dasein. Immer lauter singen und surren die Granatsplitter. Der weiche Boden zittert im Fieber des Trommelfeuers.

Sanitäter!!

Das Gestrüpp reißt Fetzen aus der Uniform. Aber immer mehr Jäger kommen rüber an das andere Ufer und graben sich dort ein. Immer neue Einschläge. Der Sanitäter kriecht durch das wässerige Gras — dann bäumt er sich auf, fällt rückwärts.

Wir haben alle eine Wut im Bauch, die nicht zu beschreiben ist. Wehe, Poilu, wenn dich dann oberbayrische Fäuste am Kragen packen! Dann geht dir die Luft aus, das versprechen wir!

Ein brodelnder Hexenkessel sind Luft und Landschaft. Jetzt hört man auch wieder unsere schwere Artillerie!

Um uns, über uns, vor uns der Totentanz — Huuuii — wrrruch — wumbumm — Wasser spritzt, Erdbrocken tanzen, am anderen Kanalufer rumort und heult es, zischt, scheppert, orgelt, reißt und kracht der Tod. Schreie, Stöhnen, Platzen, Hämmern der Maschinengewehre! Tote, Sterbende — Der Körper bäumt sich auf vor grauenvollem Ekel über die faulende Feuchte des Bodens, Schlamm, Blut, Schmutz überall — Herrgott, und drüben lauert der Tod hinter jedem Gebüsch, den ganzen weiten Hang hinauf, hinter jedem Baum —

Es ist ein wahrer Wald von Brennesseln, ellenhohen Pflanzen. Man fühlt ihre Brennen gar nicht mehr, die Erregung läßt das Gift nicht mehr spüren — Immer vorwärts, den rasselnd atmenden Körper an die Erde gepreßt — vorwärts — vorwärts — — Los, Handgranaten da in das Loch, aus dem immer noch verzweifelt ein Maschinengewehr hustet.

Durch das Toben und Tosen der Schlacht winden sich bayrische Bergsoldaten den feuerspeienden Berg hinauf, kämpfen sie gegen unerhört tapferen Feind und heften ein neues unsterbliches Lorbeerblatt an ihre ruhmreiche Fahne. Die Jäger sind wie aus Eisen. Was tut's schon, wenn hinter jedem Baum und in jeder Pfütze der Tod grinst — wir müssen rüber, dem Poilu an den Hals!

Himmelsakra! Im linken Abschnitt kommt man noch nicht vorwärts. Unsere Flanke ist immer noch offen! Wenn das nur gut geht! Immer wieder setzen sie drüben zum Angriff an, bis sie das rasende Feindfeuer erneut an die Erde drückt.

Über den Notsteg rennen jetzt unsere Jäger mitten durch das Feuer dem Hang zu. Was wißt ihr zu Hause von dem Heldensturm über den Kanal!

Dann stehen die Männer vom Edelweiß droben am Hang, 500 Meter über dem Kanal und zu ihren Füßen liegt La Vallée.

Beim letzten großen Durchbruchsversuch des deutschen Heeres 1918 wurde diese Höhe am 29. Mai nach gewaltiger Artillerievorbereitung gestürmt. Heute ist der 5. Juni, da oben auf der Höhe über dem Kanal bayrische Gebirgsjäger die Reichskriegsflagge hissen und ohne Pause hinunterstürmen nach La Vallée.

Immer noch hämmert furchtbar die zurückweichende französische Artillerie. Der Himmel ist rot vom Feuerbrand rauchender Ortschaften —

Brennend stürzt dicht neben der marschierenden Kolonne unser tapferer Artilleriebeobachtungsflieger ab. Französische Jäger kreisen über uns und jagen uns MG-Garben nach. Wir marschieren. Wieder einmal sind wir stolz, das Edelweiß zu tragen.

*

„Ich hatt' einen Kameraden, einen bess'ren find'st du nit . . .," leise singen wir das Lied vor dem offenen Grab. Die Faust umkrallt den Karabiner. Schweigen ist um uns, während vorne Geschütze rollen. Wir können es noch nicht glauben. Selbst als die Männer die Erde über ihn anhäufen, können wir es noch nicht fassen, daß er, mit dem wir drei erlebnisreiche Jahre lang marschiert und gesungen und gekämpft haben, nie mehr wieder unter uns sein wird.

In stummer, trauender Andacht, aber mit starken, stolzen Herzen stehen wir am Heldengrab unseres unvergeßlichen Kameraden Ludwig Fendt. Eine französische Granate hat ihn zerrissen.

„Wir werden dich nie vergessen und du wirst bei uns sein und mit uns marschieren, immer!" sagt leise Fred und legt als letzten Gruß einen Büschel vertrockneter Feldblumen auf den frischen Hügel mit dem neuen, schlichten Kreuz.

Dann marschieren wir weiter und die Gedanken wandern zurück, den ziehenden Wolken nach, weit, weit in die Heimat, wo eine junge Frau auf die Briefe ihres Mannes jetzt vergebens warten wird. Habe du zu Hause das gleiche starke Herz wie wir, die wir seine besten Kameraden waren! Der Abschied von der Erde war ihm nicht schwer, er hat nicht einmal eine Sekunde gedauert. Es geht ja nicht um ihn, auch nicht um uns,

es geht um Volk und Reich! Aber in dir und in uns wird er weiterleben; denn wir sind das Volk und das Reich und die Nation. Wir weinen nicht, er hätte ja auch nicht geweint. Wir kämpfen für unsere große Idee, für die er kämpfte und starb.

Tritt gefaßt!

Über Gräber vorwärts zum Sieg!

Du Unbekannte in der Heimat und wir Soldaten der Front —

*

Im Boden klaffen mannstiefe Granattrichter, einer am anderen. Dann hören die Trichter auf und es kommt ebene Wiese. Vorsicht, darf nicht betreten werden. Verseucht von Minen!

Wir sind müde, zerschlagen und hungrig. Tage schwerster Kämpfe liegen hinter uns. Es geht steil abwärts, das Plateau bricht plötzlich ab. Über uns werfen französische Flieger Leuchtbomben am laufenden Band.

Die Bremsen an Geschütz und Fahrzeug kreischen.

„Wenn es nur irgendein Mittel gäbe, dieses Kreischen abzustellen!" jammert Fred. „Wir stehen dicht vor dem Feind, das verrät ja kilometerweit unseren Vormarsch."

Die Bremsen werden mit Wasser getränkt, jetzt

ist es etwas besser. Die Nacht ist sternenklar. „Mann, was ist da los?“ In rasendem Tempo galoppiert eine vierspännige Feldküche an uns vorbei, gegen das Tal zu. „Die Pferde sind scheu geworden,“ schreit einer im Dunkel, „vor dem Feuerbrand da hinten.“ Jetzt rasen sie um die Kurve — krach — krach — ein Schrei — an den Bäumen der Straße liegen die Trümmer des Fahrzeugs und halbverendete Pferde in wirrem Knäuel.

Die Franzosen haben über der Aisne neue Stellungen bezogen und schleudern uns einen Hagel Artilleriegranaten auf die Straße. Wir sind in Deckung gegangen und beschießen Soissons. Während links und rechts haushohe Fontänen spritzen, bauen unsere Pioniere ruhig ihre Schlauchbootbrücke über die Aisne. Weiter drüben versuchen sie es auch mit Pontons. Um Mitternacht kommt die Meldung: „Brücke fertig!“ Feindliches Artilleriefeuer liegt auf der Aisne. Eine halbe Stunde später rast ein französisches Flugzeug über den Fluß. Bomben krachen und fetzen ein Stück der Brücke in die Luft. Die Pioniere haben schwere Verluste, aber das Loch wird ohne Rücksicht auf das feindliche Feuer wieder geflickt. In kurzer Zeit ist der Übergang wiederhergestellt und die Jäger durchlaufen in wildem Vorwärtsstürmen das Feindfeuer hinein in das Tal vor Soissons.

Wir lassen die Stadt links liegen. Eigentlich schade,

denkt mancher, aber Befehl ist Befehl. Es ist wieder heiß wie die Tage und Wochen zuvor und die Straße steil und staubig. Rings brennen die Häuser und Dörfer. „Es muß schon eine lange Zeit her sein, daß wir keine Granaten winseln hörten und beim Schlafen nicht brechendes Donnern an unseren Nerven riß," meint Sepp.

„Du, schau doch mal auf „Mohammeds" Hinterhand," mahne ich ihn. „Die Eisen sind locker!"

Richtig, wir müssen warten und zurückbleiben. „Schmied zurück!" Rasch wird unser braver Kerl abgesattelt, schon ist auch der Schmied da und schnallt sein Handwerkszeug vom Sattel.

„Flieger!" Fred hat sie gerade noch zur rechten Zeit gesehen. Wir ducken uns hinter das Gesträuch am Wegrand und linsen himmelwärts. Dreißig Meter über uns rasen sie die Straße entlang — taktak — Schon spritzen die Einschläge im Staub. „Mann, da sind aber auch schon die unseren dahinter," Sepp zeigt über Soissons, wo sechs deutsche Jäger in wahnsinnigem Tempo herüberjagen und sofort das Feuer eröffnen. Es dauert keine Minute, liegen die vier Bomber zerschellt und rauchend am Boden.

Der feindliche Widerstand geht seinem Ende entgegen. Seine Kraft erlahmt zusehends. Man sieht das an den Trümmern, die auf der Straße liegen. Schon schirren sie die Pferde nicht mehr aus den Strängen,

sie lassen alles liegen und stehen, laufen nur mehr in wildem Durcheinander. Wir sind ziemlich weit zurückgeblieben und keuchen nun doppelt schnell den Hang hinauf, so daß „Mohammed" alle Mühe hat, mit seiner schweren Last zu folgen. Einer unserer Wagen liegt auf der Straße, das Rad ist gebrochen.

„Los, helft doch mit abladen!"

Wir packen schnell mit zu. „Ihr habt aber schwere Trümmer aufgeladen," lacht Fred und schmeißt ein großes Wagenrad auf eine Kiste hinunter, die am Boden steht. „Um Gottes willen!" brüllt der Fahrer und wird käsebleich. Wir staunen, da er sich blitzschnell in den Graben wirft, den Kopf einzieht und erst nach ein paar Sekunden wieder hochkommt. „Trottel, blöder, das ist doch eine Kiste französischer Eierhandgranaten, auf die du das schwere Zeug wirfst —"

Wir sind ehrlich froh um unser Quartier in dem Felsenlabyrinth bei Vierzy und um die herrliche Hühnersuppe, die Sepp bereitet hat. Wir haben uns den Schlaf verdient —

„Willst du da bleiben? Auf, weiter geht's!"

„Was? Wieso?" fahre ich erschrocken hoch. Jetzt höre ich auch ganz nah unser Artilleriefeuer. „Zu Hause, wenn die Straßenbahn ein bisserl laut war, hast du wahrscheinlich nicht schlafen können," lacht

Fred, „hier aber rollst du, daß man gleich zwei Mann zum Wecken braucht!"

Wir trotten schweigend auf der Straße dahin, stundenlang. Vor zerschossenen Häusern stehen halbverendete Pferde, denen Sepp im Vorbeilaufen noch den Gnadenschuß gibt.

Dann zweigen wir an einem Wegekreuz links ab. Scheu und stumm gehen wir an dem weißen Kreuz vorbei, von dem mit gebreiteten Armen ein Christus herunterschaut auf ein furchtbares Bild. Tote Menschen, tote Pferde, umgestürzte Wagen. Kanonen. Stinkende, aufgeblähte Kadaver, schrecklich aufgedunsene Menschen mit blauschwarzen Gesichtern. Der Weg, zu beiden Seiten jetzt von Baum und Gebüsch eingefaßt, läßt nur mehr knappen Raum zwischen den Trümmern und toten Pferden, der Gestank ist fürchterlich. Fred opfert kameradschaftlich wieder seine letzten Zigaretten, sonst könnte man es überhaupt nicht aushalten und müßte die Gasmaske aufsetzen. Das wäre bei der Hitze gerade kein Vergnügen.

Wir haben den Ourcq längst überschritten und stehen nah an dem deutschen Schicksalsfluß, der Marne.

Der Franzmann hält immer noch unser Ufer und wehrt sich mit letzter verzweifelter Kraft. Dauernd schlägt uns schweres Artilleriefeuer entgegen. Wir ver-

kriechen uns in die Wälder, weit vorne liegen unsere Beobachtungsstellen. Es ist fast so, wie beim Übergang über den Oise-Aisne-Kanal. Im blutigen Nahkampf arbeiten sich die Jäger an den Feind.

Dicht bei uns steht auch die Feldküche in der Waldlichtung. Die Köche sind nicht gerade bei Laune. Seit drei Tagen arbeiten sie Tag und Nacht. Jeden Morgen haben sie geschlachtet. Ein Kalb und zwei Schweine. Am Mittag konnten sie dann das Fleisch wieder wegwerfen, wir haben kein Salz mehr und die wahnsinnige Hitze tut das übrige. Aber es macht nichts, wir verpflegen uns schon.

Im Sturmschritt geht es zur Marne hinunter. Château-Thierry drüben brennt an allen Ecken und Enden. Die Stadt haben wir mit unserer Artillerie und mit Stukas in Fetzen geschossen, es ist fast kein Haus unbeschädigt. Nur mehr halb hält sich die Steinbrücke über den Wassern der Marne. Auch hier steht schon die Pontonbrücke und schweißgebadet, aber mit strahlenden Augen halten unsere braven Pioniere die Ruder in den Kähnen. Die Jäger vorne haben den Widerstand in der Stadt schnell gebrochen, aber es hat wieder Opfer gekostet.

Wir schauen zum Himmel. „Imposant, wie unsere Flugzeuge daherkommen!" ruft Fred. Ein Geschwader überfliegt brummend die Marne. „Was werfen denn

die ab?" „Nein, das sind keine Bomben, das ist etwas anderes!" Fred rennt schon hinüber zur anderen Straßenseite und hebt von dem Schutthaufen ein Paketchen auf, das die Flieger zu Hunderten abgeworfen haben! Schnell ist die Verschnürung aufgerissen: „Menschenskind, Zigaretten, Schokolade — Du, was steht denn auf dem Zettel?"

„Die Jäger der Luft grüßen die Jäger der Erde!"
Wir sind begeistert. „Ein dreifaches Muli-Heil!"
Wir grüßen euch auch, ihr Kameraden der Luft!
Hier ist ein Wegweiser nach Paris. Vielleicht —
Nein, wir marschieren viel zu weit links vorbei.
Es geht wohl hinter dem Feind her nach Südfrankreich.

Das Artilleriefeuer ist fast verstummt, der feindliche Widerstand bis ins Mark getroffen. Der Motor regiert. Wild brausen die motorisierten Verfolgungsgruppen auf der staubigen Straße voraus und lassen den Feind nicht mehr zur Ruhe kommen. Immer mehr häuft sich das Trümmerfeld zu beiden Seiten. Alle Brücken sind gesprengt, doch kann das unseren Vormarsch nicht hemmen. Drüben flackern im schwarzen Rauch brennende Öltanks, dort brennen Häuser und Strohschober, hier liegen Gräber gefallener Feinde. Und wir marschieren, marschieren —

Die Seine, die Yonne sind überschritten, überall

dasselbe Bild, überall die endlose, furchtbare Straße des Krieges. St. Geneviève. Droben am Viadukt stehen, wohl 70 Kilometer weit, die Eisenbahnzüge hintereinander bis nach Paris. Schwere Eisenbahngeschütze stehen darunter, festgefahren. Unsagbar ist das Elend der Flüchtlinge, die wir jetzt einholen. Hier staut sich der endlose Flüchtlingsstrom der Pariser an der Loire. In langen Reihen steht der Zug furchtbaren Elends, verhungert und jammernd zu beiden Seiten der Straße. Hochbeladene Karren, Wagen und Autos säumen die Straße.

„Was die doch für einen sinnlosen Blödsinn mitgenommen haben!" stellt Fred fest und schüttelt den Kopf. „Sogar Stühle, durchlöcherte Eimer und alte Fahrradschläuche schleppen sie mit!" Die Straße ist verstopft und wir haben alle Mühe, den riesigen Strom stummen Elends in die Wiesen und Äcker zu leiten, damit wir weiterkönnen. Da liegen zwei tote Pferde aneinandergelehnt, ein kleines Mädchen verjagt mit einem Staubwedel die Fliegen von den aufgeblähten Nüstern. Sinnlos —

Hier weint ein kleiner Junge. Fred springt über den Graben. Sucht seine letzten Brocken Französisch zusammen. „Was ist mit dir, Kleiner?" Der Junge heult laut hinaus. Er hat seine Eltern in dem Wirrwarr und Durcheinander verloren. Schon seit gestern. Mit

dürren Fingern zeigt er in seinen Kinderwagen, den er vor sich herschiebt. Ein toter Säugling liegt darin, gelb, von der Sonne schon ausgedörrt —

Gestikulierend laufen widerliche Juden mit Kanistern und sammeln Benzin für ihre Wagen.

Gien wird gestürmt.

Die Stadt ist übervoll von Flüchtlingen. Der Poilu rafft sich noch einmal auf und leistet Widerstand. Hinter der Loire soll erneut eine Verteidigungslinie eingerichtet werden. Vielleicht ist noch nicht alles verloren — —

Die Franzmänner haben die Brücken gesprengt. Da heult es auf — — Ohne Gnade und Erbarmen hämmert die französische Artillerie in die Stadt, in deren Straße sich verzweifelt die Flüchtlinge, dicht aneinandergepreßt, an die zitternden Hauswände drücken, um Schutz zu suchen.

Eine halbe Stunde später brennt und raucht Gien. Es ist fast kein Haus mehr ganz. Wie viele Frauen und Kinder sind wohl zerrissen von den französischen Granatsplittern, erschlagen von den zusammengestürzten Hausfronten?

In der Loire schwimmen tote Pferde, klatschend plumpsen die französischen Autos in das träge fließende Wasser. Über das rechte, noch heil gebliebene Brückengeländer, das vielleicht zehn Zentimeter breit ist, rutschen

die ersten Jäger der Stoßtrupps hinüber ans andere Loireufer und stürmen die Stadt. Bomben haben die Kais aufgerissen. Überall ein furchtbares Bild der Zerstörung.

Als wir später durch die Stadt marschieren, hören wir deutlich, wie noch nie zuvor, aus den Rufen der französischen Zivilbevölkerung den Haß gegen England heraus.

„Die haben lange gebraucht, bis sie so weit sind!" stellt Fred fest.

„Das hättet ihr viel billiger haben können!" ruft Sepp über die zusammengeschossene Straße. Ganze Abteilungen von Kriegsgefangenen sind damit beschäftigt, den mannshohen Schutt von der Vormarschstraße zu räumen.

Da stehen Frauen und Kinder. „Pas tirer!" „Pas couper la gorge!" „Nicht schießen! Nicht den Hals abschneiden!" rufen sie uns mit angstverzerrten Gesichtern zu. Wir müssen, obwohl es für uns ein erschütterndes Bild ist, aus vollem Halse lachen. Ich werfe den Kindern die letzten Keks und Schokoladerippen aus unserem Brotbeutel zu. Fred schüttelt nur stumm den Kopf.

Gleich nach Gien ist schlagartig „der Krieg aus", wie Sepp konstatiert. Die Dörfer sind unversehrt, die Einwohner stehen stumm unter den Haustüren. Überall aber flackert der Haß gegen den englischen Verbündeten hoch, überall gibt man ihm die Schuld an dem furchtbaren Unglück, das Frankreich heimsucht.

Immer tiefer geht es nach Süden hinein in herrliches Land. In der Ferne sehen wir Aubigny.

„Wir sind jetzt nahezu tausend Kilometer in Frankreich marschiert," rechnet Fred auf der Karte aus.

„Ich hab auch schon fast keine Nägel mehr an meinen Bergschuhen," antwortet Sepp. „Übrigens, bei der nächsten Rast müssen wir Max eine Karte schreiben!" „Ja, schade, daß er nicht mehr bei uns ist!"

Am Oise-Aisne-Kanal mußte er zu einem anderen Truppenteil. Von den sechs Mann unserer Gruppe, die wir die Grenze überschritten, marschieren nur mehr Fred, Sepp und ich nach Aubigny hinein. Zwei Gräber liegen weit hinter uns.

Quartier. „Unser Zahlmeister ist wirklich ein Teufelskerl!" Fred hat schon seine dreckig schwarzes Hemd ausgezogen und schlüpft in das weiße neue. Unser Zahlmeister hat in einer Textilfabrik für jeden Mann ein frisches Hemd aufgegabelt.

„Es müßte eigentlich in den nächsten Tagen ein Melder vorausfahren und ein Transparent über die Straße spannen: Der tausendste Kilometer in Frankreich!" schlägt Sepp vor und wir stimmen natürlich einmütig zu.

Trotzdem wir heute schon 35 Marschkilometer auf dem Buckel haben, laufen wir am Abend noch durch die Stadt. Hier hat man nichts vom Krieg gemerkt.

Als wir drei spät ins Quartier kommen, weiß man dort eine große Neuigkeit: Die Gebirgsabteilung hat ihre Aufgabe erfüllt. Sie wird von einer anderen Abteilung abgelöst!

Jemand vermutet, daß wir an die Schweizer Grenze weitermarschieren. „Das mag stimmen," meint Fred, „unsere Marschrichtung soll der Loire entlang Richtung Mesves sein, wie ich schon gehört habe!"

Wir schlafen tief und fest in einem bewohnten Dorf. Eine Bauersfrau, deren Sohn in deutscher Gefangenschaft ist, hat uns am Abend wunderbar verpflegt. Wir sind jetzt immer elend müde, wenn wir am Abend ins Quartier kommen. Unter vierzig Kilometer sind wir die letzten Tage überhaupt nicht marschiert.

„Marschbereitschaftsmeldung!"

Vom Feind haben wir die letzten Tage keinen Schuß mehr gehört.

„Der läuft nur noch!" lacht Sepp.

Wir marschieren wieder.

Plötzlich fahren Autos an uns vorbei. An die Windschutzscheiben haben sie Hakenkreuzfahnen gebunden, die lustig im Wind flattern.

„Waffenstillstand! Es ist Waffenstillstand!" brüllen sie lachend zu uns herüber. Wir schauen ihnen blöde nach und können das noch nicht aufs erstemal begreifen.

Dann stottert leise Fred: „Das kann doch nicht wahr sein!" Wir trotten weiter.

Aber immer wieder kommt es durch die marschierende Kolonne. „Es ist Waffenstillstand!" „Marschall Pétain hat den Führer darum gebeten!" „Im Wald von Compiègne!" „Im gleichen Eisenbahnwagen wie damals!"

Wir marschieren. Fred summt den Badenweiler Marsch. Sepp hat aus seinem Rucksack eine Schachtel deutscher Zigaretten gezogen. „Seit vier Wochen schleppe ich die Schachtel mit! Die habe ich aufgespart, bis es so weit ist!" Er strahlt über das ganze Gesicht. Die „Milde Sorte" ist dünn geworden, der Tabak ist schon halb herausgefallen. Aber das macht nichts. „Das ist sozusagen also eine Friedenszigarette!"

Fred schweigt noch immer. „Schau doch nicht so, wie ein abgestochener Geißbock!"

„Ich kann es ja immer noch nicht glauben!"

Glaub's nur, Kamerad, Frankreich ist besiegt! Du warst mit dabei, hast selbst mitgeholfen! Bis hinunter an die spanische Grenze fahren unsere Geschütze!

Am Waldrand steht ein Hornist und bläst: „Das Ganze halt!"

Jetzt geht auch unserem Fred das Gesicht auseinander.

Am Abend stehen wir zum feierlichen Appell.